

**Eugen Sorg: Warum Intellektuelle Massenmörder lieben**

Nummer 3 – 17. Januar 2019 – 87. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Deutsche Lichtgestalt

Rock-Komplizen unter sich. *Chris von Rohr trifft Udo Lindenberg*

## Schweizer Verlustgeschäft

Die anhaltend hohe Zuwanderung kostet mehr, als sie bringt.  
*Von Beat Gygi*

## Jeanne d'Arc mit gelber Weste

Besuch bei Jacline Mouraud: Die Ikone der «gilets jaunes»  
plädiert heute für ein Ende der Revolte. *Von Jürg Altwegg*

**Männlich = schlecht**  
Tamara Wernli über  
Chuck-Norris-Witze

4 194407 006904 03

# Über 11 Flüsse und 7 Seen bis zum Weissen Meer



Katalog 2019  
Jetzt bestellen!



## St. Petersburg–Mandrog–Sosnowez–Uglitsch–Moskau mit renovierter MS Thurgau Karelia\*\*\*\*

- 1. Tag Zürich–St. Petersburg** Individuelle Anreise. Flug via Moskau nach St. Petersburg, Transfer, Einschiffung.
- 2. Tag St. Petersburg** Stadtrundfahrt. Freie Zeit oder Ausflug nach Puschkin<sup>(7)</sup>. Am Abend «Leinen los!».
- 3. Tag Klosterinsel Walaam** Überquerung des Ladoga-sees. Fahrt zur Klosterinsel und Rundgang.
- 4. Tag Lodejnoje Pole–Mandrog** Ausflug zum Alexander-Swirski-Dreifaltigkeitskloster. Fahrt auf dem Swir. Besuch des historischen Museumsdorfs Mandrog. Grillparty an Land (wetterabhängig).
- 5. Tag Petrosawodsk** Besichtigungen. Unterhaltungsprogramm mit Musik, Tanz und Bastelworkshops.
- 6. Tag Medweshjegorsk** Ausflug zur am Bärenberg gelegenen Stadt am Nordende des Onagesees.
- 7. Tag Sosnowez–Solowezki-Inseln** Busausflug Weisses Meer (wetterabhängig). Schifffahrt zu den Solowezki-Inseln. Besuch von Kloster und Festung Solowezkaja.
- 8. Tag Flusstag** Passage des Weissmeer-Ostsee-Kanals.
- 9. Tag Kishi** Rundgang (UNESCO-Weltkulturerbe).
- 10. Tag Goritzky** Besichtigung des Kirillo-Belozersky-Klosters. Überquerung des Rybinsker Stausees.
- 11. Tag Tscherepovez** Ausflug nach Wologda mit Besuch der Sophienkathedrale. Spaziergang im Kreml.
- 12. Tag Uglitsch–Kaljazin** Schifffahrt auf dem Uglitscher Stausee. Rundgänge in Uglitsch und Kaljazin.
- 13. Tag Dubna** Rundgang durch das Institutsviertel.
- 14. Tag Moskau** Stadtrundfahrt und Besichtigung.
- 15. Tag Moskau–Zürich** Ausschiffung, Transfer zum Flughafen. Rückflug und individuelle Heimreise.



Freilichtmuseum, Insel Kishi

Moskau–St. Petersburg Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Änderungen.

### Vorprogramm (Abreise 1 Tag vor Hauptprogramm)

- 1. Tag Zürich–Moskau–St. Petersburg** Individuelle Anreise zum Flughafen Zürich. Flug via Moskau nach St. Petersburg. Transfer zum Hotel, Abendessen und Übernachtung.
- 2. Tag Eremitage und Zarenresidenz Peterhof** Besichtigung des Kunstmuseums Eremitage. Nachmittags Ausflug zum Peterhof, dem traumhaften Sommersitz von Peter dem Grossen. Transfer zum Schiff und Einschiffung.
- 3. Tag St. Petersburg** Siehe 2. Tag Hauptprogramm.

**Leistungen Vorprogramm:** Übernachtung im 4-Sterne-Hotel inkl. Vollpension, alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm, lokale Deutsch sprechende Reiseleitung

### Reisedaten 2019 Es het solangs het Rabatt

Moskau–St. Petersburg	St. Petersburg–Moskau
25.05.–08.06. <b>200</b> <sup>(8)(9)</sup>	08.06.–22.06. <b>200</b> <sup>(8)</sup>
22.06.–06.07. <b>200</b> <sup>(8)</sup>	06.07.–20.07. <b>200</b> <sup>(8)</sup>
20.07.–03.08. <b>200</b>	03.08.–17.08. <b>200</b>
17.08.–31.08. <b>200</b>	31.08.–14.09. <b>200</b>

Für diese Reise sind ein Reisepass, der noch mindestens 6 Monate nach Reiseende gültig sein muss, sowie ein Visum erforderlich.



Roter Platz, Moskau



MS Thurgau Karelia\*\*\*\*



2-Bettkabine Superieur Oberdeck (ca. 15.5 m<sup>2</sup>) mit Privatbalkon



Restaurant

## 15 Tage ab Fr. 3190.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison, inkl. VP)

### MS Thurgau Karelia\*\*\*\*

Dieses 2018/19 renovierte Schiff bietet in 71 Kabinen Platz für 142 Gäste. Alle Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV und Klimaanlage, auf MD/OD und PD ist die Klimaanlage individuell regulierbar. Die Standard Kabinen auf HD (ca. 10 m<sup>2</sup>) verfügen über nicht zu öffnende Bullaugen. Die Stand. Plus Kabinen MD (ca. 13.5 m<sup>2</sup>) sowie Stand. Plus Kabinen PD (ca. 15 m<sup>2</sup>) verfügen über zu öffnende Fenster, die Standard Plus Kabinen OD (ca. 14 m<sup>2</sup>) über franz. Balkon. Die Sup. Kabinen hinten/vorne Oberdeck (ca. 15 m<sup>2</sup>), die Sup. Kabinen OD (ca. 15.5 m<sup>2</sup>), die Sup. Plus Kabinen auf OD und PD (ca. 16 m<sup>2</sup>) sowie die Junior Suiten OD (ca. 18 m<sup>2</sup>) mit Privatbalkon. Bordausstattung: zwei Restaurants, Salon mit Bar, Captain's Corner und Fitnessraum. **Nichtraucherschiff** (Rauchen im gekennzeichneten Aussenbereich erlaubt).

**Leistungen:** Kreuzfahrt inkl. Vollpension, Flug ab/bis Zürich mit Aeroflot in Economy inkl. Flughafentaxen (höhere Klasse gegen Zuschlag), Getränke zu den Mahlzeiten (Tee, Kaffee, Beeren-Drink und Wasser), alle Ausflüge und Transfers gemäss Programm, Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Standard Hauptdeck	3390
2-Bettkabine Standard Plus Mitteldeck	3690
2-Bettkabine Standard Plus OD, franz. Balkon	3990
2-Bett Superieur hinten/vorne OD, Privatbalkon	4190
2-Bettkabine Superieur Oberdeck, Privatbalkon	4390
2-Bett Sup. Plus Oberdeck, Privatbalkon	4490
Junior Suite Oberdeck, Privatbalkon <sup>(5)</sup>	4690
2-Bettkabine Standard Plus Panoramadeck	4190
2-Bettkabine Superieur Plus PD, Privatbalkon	4690
Zuschlag Alleinbenutzung Standard	490
Zuschlag Alleinbenutzung Standard Plus	790
Zuschlag Alleinbenutzung Superieur	990
Zusatzausflug: Stadt Puschkin/Zaskoje Siedlung	98
Vor-/Nachprogramm St. Petersburg (DZ/EZ)	430/550
Jahresversicherung Allianz Einzel/Familie	124/199

Alle Ausflüge gemäss Programm inbegriffen | <sup>(5)</sup> Nicht zur Alleinbenutzung möglich | <sup>(7)</sup> Gegen Aufpreis für Gäste ohne Zusatzprogramm vorab buchbar | <sup>(8)</sup> Erlebnis Weisse Nächte <sup>(9)</sup> Tauffahrt | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Gama, Nishni Nowgorod

Weitere Informationen oder buchen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



Recherche in Marrakesch: Reporter Baur.

Im Zusammenhang mit der Enthauptung zweier skandinavischer Camperinnen durch Islamisten bei Marrakesch hat die marokkanische Polizei auch zwei Schweizer festgenommen. Die beiden jungen Männer, die sich 2015 in einer Genfer Moschee kennengelernt hatten und schon seit geraumer Zeit unter Beobachtung der Nachrichtendienste stehen, waren nicht direkt involviert, sie sollen aber Kontakte zu den Terroristen gepflegt haben. Alex Baur liess sich in Rabat v die Hintergründe der Ermittlungen schildern und er sprach im famosen «Café Argana» in Marrakesch, das 2011 Schauplatz eines Bombenanschlags war, mit der Ehefrau des verhafteten Kevin Z. Die Recherchen geben einen verstörenden Einblick in die Dschihadistenszene. **Seite 34**

Jacline Mouraud, die «Jeanne d'Arc der *gilets jaunes*», war erstaunt über die Anfrage aus der Schweiz: Pariser Journalisten kämen nicht bis in ihr Dorf Bohal in der Bretagne. Bereitwillig erzählte die Mutter dreier Kinder Jürg Altwegg aus ihrem Alltag und schilderte, wie es zur Gründung der Bewegung kam. **Seite 44**

Auch die Schweiz bekommt die Folgen der Staatskrise in Washington zu spüren. Mit Trump fehlt der prominenteste Gast am WEF. Geplant war ein Treffen zum Thema Freihandelsabkommen. Urs Gehrig und Philipp Gut haben dazu den Schweizer Botschafter Martin Dahinden in Washington befragt. Unser Mann in Amerika erklärt, wie er die Schweizer Lobby ausgebaut hat, wie man mit der Trump-Regierung ins Gespräch kommt und was er über die Arbeit der US-Korrespondenten hält: «Wenn ich mir die Berichterstattung ansehe, habe ich oft das Gefühl, ich müsse in einem «Simpsons»-Comic leben.» **Seite 40**

Die Washingtoner Verwaltung erlebt die längste Stilllegung der US-Geschichte. Grund für den Shutdown ist der Streit um die Mauer an der Grenze zu Mexiko. Politikberater und Professor Ford O'Connell erklärt, warum der US-Präsident richtigliegt. **Seite 46**

Sie gehört zu den auffälligsten Humoristinnen der Schweiz: Patti Basler liefert jeweils nach den

«Arena»-Politdiskussionen eine satirische Zusammenfassung, letztes Jahr wurde sie mit dem Salzburger Stier ausgezeichnet, dem «Kabarett-Oscar». Ihr Markenzeichen ist ihr griesgrämiger Blick, lachen sieht man sie bei Auftritten nie. Dafür muss sich die Wortakrobatin nicht einmal verstellen: Auch hinter den Kulissen ist die Fricktaler Bauerntochter eine ziemlich widerborstige Gestalt. **Seite 54**

**Auflösung:** Zu reden gegeben hat unsere Persiflage «Fake News» in der ersten Ausgabe des neuen Jahrs. Die einspaltige Kolumne war ein fiktiver offener Brief des Textfälschers Tom Kummer an den Textfälscher Claas Relotius. Nicht alle Leser freilich nahmen den Rubrikentitel «Fake News» wörtlich. Einige glaubten tatsächlich, Kummer habe den Text verfasst. Hiermit bestätigen wir: Nicht Tom Kummer, sondern unser Redaktor Michael Bahnerth war der Autor der erfundenen Beichte von Erfinder zu Erfinder. Bei allen, die wir in die Irre geführt haben, entschuldigen wir uns. «Achtung, Satire» wird es fortan über solchen Texten heissen.

**In eigener Sache:** Die *Weltwoche* verstärkt sich weiter. Ab dieser Ausgabe schreibt Eugen Sorg monatlich seine Kolumne «Eine Frage der Moral», die zuvor in der *Basler Zeitung* erschienen ist. Sorg ist für *Weltwoche*-Leser kein Unbekannter. Er arbeitete jahrelang im Auslandsressort und schrieb Kriegsreportagen, die zu Klassikern des Genres geworden sind. Sorg ist nicht nur ein glänzender Reporter, sondern auch ein preisgekrönter Essayist, schonungslos in der Analyse, elegant im Stil. Wir heissen den Kollegen herzlich willkommen.

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten  
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:** Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller (*Volontär*)

**Redaktionelle Mitarbeiter:** Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Grosses Jahr: Komikerin Basler. Seite 54



Sinnvolle Mauer? Grenze USA–Mexiko. Seite 46



«Man muss sagen, Trump hat Wahlversprechen oft eingehalten.»

Botschafter Dahinden: Seite 40

## Titelgeschichte

- 14 **«Der Greis ist heiss»**  
Chris von Rohr trifft Udo Lindenberg

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 7 Kommentare  
Insel der Verlierer
- 8 Schweizer Franken Gelände rutscht
- 8 **Eine Frage der Moral**  
Katastrophen-Theater
- 9 Die andere Sicht  
Warum der Rahmenvertrag gut ist
- 10 Kopf der Woche Peter Buser:  
Playboy will Schlossherr werden
- 18 Essay der Woche  
Feinde des riskanten Denkens
- 22 Mörgeli Das Tempo der  
Bundesübersetzer
- 22 Bodenmann Retten die SBB  
die Zürcher Goldküste vor mehr  
Fluglärm?
- 23 Medien Fluch des Marktanteils
- 23 Die Deutschen Neuer Marx

## Inland

- 26 **Die Schweiz legt drauf**  
Zuwanderung nimmt wieder zu
- 28 «Ähnlich wie eine Kurtaxe»  
Interview mit Reiner Eichenberger
- 30 Wetterfrösche im Sturmtief  
Kritik an Meteo Schweiz
- 32 Die Mär vom Fünfliber  
Kampf um Sozialhilfe

## Ausland

- 34 Einsame Wölfe und ihre Helfer  
Auf den Spuren des Terrors in Marokko
- 36 Heiler und Islamist  
Das Leben von Nicholas P.
- 40 «Ein sehr inspirierendes Umfeld»  
Interview mit Martin Dahinden,  
Schweizer Botschafter in Washington
- 44 **Ikone der Gilets Jaunes**  
Jacline Mouraud
- 45 Frankreich  
Post von Macron
- 47 USA–Mexiko Trump hat Recht:  
Die Mauer ist sinnvoll
- 47 Inside Washington  
Schweigen wäre Gold
- 48 Serie: Die heldenhafte Gründung  
der EU, Teil 3 Freude, schöner  
Götterfunken

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 20 Brief aus dem Silicon Valley  
In der selbstfliegenden Raumkapsel
- 38 Kernkraft gegen Sonne  
Kosten der Energiewende

## Kultur & Gesellschaft

- 43 Schulmeister Was Schriftsteller  
Lukas Bärfuss uns zu sagen hat
- 52 Ikone der Woche  
DJ Bobo
- 54 Patti Basler  
Die Frau, die sich nicht lustig findet
- 56 Literatur  
Knausgård und meine Mutter

- 58 Fernsehen  
Miniserie «Labaule & Erben»
- 59 Bruce Chatwin  
Ewiger Wanderer

## Rubriken

- 7 Im Auge Sir Andy Murray
- 12 Personenkontrolle
- 13 Nachruf Opersänger Theo Adam
- 24 Darf man das?
- 24 Leserbrief
- 25 Fragen Sie Dr. M.
- 60 Die Bibel Gottes Sohn
- 60 Kino M. Night Shyamalans «Glass»
- 61 Knorrs Liste
- 61 Jazz Kenny Barron Quintet
- 62 Thiel WEF
- 62 Namen Entschlossener Rebell
- 62 Fast verliebt Liebe bewerten
- 63 Unten durch Grünkohl
- 64 Wein  
Hier und jetzt und übermorgen
- 64 Salz & Pfeffer  
Herzhaft währschaft
- 65 Auto VW up! GTI
- 66 **Tamaras Welt**  
Männlich = schlecht

# Blindflug

## Grosses EU-Hearing im Bundeshaus.

Von Roger Köppel

Es gibt da die alte Sehnsucht nach einer Welt ohne Streit und Politik. Wie schön wäre es doch, wenn man die verzerrten Fratzen am Bildschirm endlich nicht mehr sehen müsste. Diesen nervtötenden Pfauentanz, diese endlosen kleinkarierten Debatten, die ja doch nur darauf hinauslaufen, dass am Ende alle sich noch sturer in die Standpunkte verbeissen, die sie von Anfang an vertreten haben.

Eine Welt ohne Politik ist eine Welt der Harmonie, der Logik, der unaufgeregten Auseinandersetzung, ein Nirwana, so ruhig wie ein Friedhof, aber es ist eben auch eine Welt ohne Demokratie und ohne Freiheit, denn Freiheit heisst immer auch Streit, heisst Auseinandersetzung, heisst Parteien, Meinungsunterschiede und Politik. Es gibt keine Freiheit ohne Politik, verstanden als das permanente Ringen aller mit allen um die Lösung, die am meisten überzeugt.

Deshalb war das öffentliche Hearing zum Thema institutionelles Rahmenabkommen im Bundeshaus natürlich eine von Beginn weg verunglückte Übung.

Die Präsidentin der nationalrätlichen Ausserpolitischen Kommission lud sechs Experten aufs Podium, um die Vorzüge und Nachteile des vom Bundesrat ausgehandelten institutionellen EU-Abkommens zu erörtern. Der wichtigste politische Verantwortliche, Bundesrat Ignazio Cassis, fehlte. Er war gar nicht erst aufgeboden worden.

Es war eine Schulstunde im Live-TV, vorne die allwissenden Experten, in den Bänken die gewählten Politikerinnen und Politiker, die Nationalräte aller Parteien, ausdrücklich dazu gehalten, keine politischen Fragen zu stellen, sondern nur «sachliche». Politiker, die sich selber verbieten, politisch zu wirken, sind ein kurioser Anblick. Oder liegt die Genialität der Schweiz womöglich darin, dass so etwas hier möglich ist?

Lehrreich war die Scheindebatte trotzdem. Das lag daran, dass die Zuschauer, wenn es denn welche gegeben hat, schon nach kurzer Zeit realisieren mussten, dass die der objektiven Wahrheit, die es nicht gibt, verpflichteten Experten sich alles andere als eins waren, was dieses institutionelle Abkommen (Insta) angeht. Für die einen hat es «Charme». Für die anderen würde es die Schweiz zum Spielball einer gefährlichen Rechtsdynamik aus der EU machen.

Wenn als neutral ausgesuchte Fachleute derart weit auseinanderliegen, könnte an der Sache selber etwas faul sein. Und wenn es stimmt, dass dieses Insta, wie der Bundesrat und sein Chefunterhändler Roberto Balzaretto unermüdlich versichern, im herausragenden Interesse unseres Landes liegen soll, warum setzt die EU dann die Schweiz dermassen unter Druck, diesen für sie angeblich so vorteilhaften Vertrag zu unterschreiben?

Was an diesem Nachmittag deutlich wurde: Die Widersprüche unter den Fachleuten waren tief genug, um den Eindruck zu verstärken, dass die Schweiz mit diesem Insta die Katze im Sack kaufen würde. Sicher ist: Die EU würde die Gesetze erlassen, die Schweiz müsste sie übernehmen. Volk, Stände und Parlament wären als Gesetzgeber entmachtet. Widersetzte sich die Schweiz, hätte die EU das Recht, Sanktionen zu ergreifen. Eine Demokratie mit vorgehaltener Pistole ist aber keine Demokratie mehr. Die Schweiz wäre der EU ausgeliefert.

Aber da ist ja noch das Schiedsgericht! Diese hoffnungsspendende Illusion wurde im Hearing vielleicht am brutalsten zerzaust. Carl Baudenbacher, der frühere Präsident des europäischen Freihandelsgerichts der Efta, sprach von einem «Feigenblatt». Das Schiedsgericht habe nichts zu sagen, sei weder unabhängig noch frei, sondern streng gebunden an die Urteile des Europäischen Gerichtshofs, dessen Auftrag übrigens darin besteht, die Interessen der EU zu vertreten und die Zentralisierung der Union voranzutreiben.

Glauben der Bundesrat und seine Unterhändler wirklich, oder reden sie es sich nur ein, dass die Schweizer Wirtschaftsinteressen bei so einem Gericht gut aufgehoben wären? Sind sie sicher, dass es richtig ist, wenn die erfolgreiche Schweiz künftig automatisch die Regeln

der weniger erfolgreichen Europäischen Union automatisch übernimmt? Uns ist kein Beispiel einer Firma, eines Sportvereins oder eines Staats bekannt, der durch Nachahmung einer weniger erfolgreichen Organisation erfolgreicher geworden wäre.

Letzte Erkenntnis der Fragestunden zwischen Experten, die immer wieder wie Politiker klangen, und Politikern, die sich Mühe



Experten als Politiker, Politiker als Experten.

gaben, wie Experten zu wirken: Die Meinungen sind längst gemacht auf allen Seiten. Die Linke ist für das Insta, möchte aber den Lohnschutz davon ausnehmen. Die Mitteparteien sind dafür, weil sie sich verzweifelt an die EU als Profilbringer klammern. Die grösste Befürworterin neben der *Neuen Zürcher Zeitung*, die mit skurriler Begeisterung für das Insta trommelt, ist die FDP, während die SVP unverrückbar dagegenhält.

Was leider gar nicht diskutiert wurde, waren die praktischen Auswirkungen. An dieser Stelle nur so viel: Das Insta wird die Personenfreizügigkeit unaufhebbar nicht nur verankern, sondern ausweiten. Die EU will mehr Freizügigkeit, während die Schweiz vor fünf Jahren dagegen stimmte. Mit dem Insta könnte die EU die Unionsbürgerschaft durchstossen: 500 Millionen EU-Bürger wären mit den Schweizern bald gleichgestellt bei der Niederlassung, den Sozialwerken, beim Stimmrecht, eher früher als später. EU-Kriminelle könnten kaum noch ausgeschafft werden.

Wollen wir das? Wer sich an die EU fesselt, muss die europäischen Regeln übernehmen. Das haben die Linken jetzt beim Lohnschutz gemerkt. Mit dem Insta könnte die EU aber auch das Landverkehrsabkommen oder die Industrienormen abändern ohne Mitentscheidung der Schweiz. Und wer sagt uns, dass die EU nicht die tiefen «binnenmarktrelevanten» Schweizer Mehrwertsteuern rechtsdynamisch auf 15 Prozent anhebt, um für alle Marktteilnehmer «gleich lange Spiesse» zu schaffen?

Mit dem Insta würde die Schweiz ihr Schicksal noch enger an eine EU ketten, von der niemand weiss, wohin sie steuert. Noch mehr Zentralismus? Osterweiterung mit der Türkei? Auf diesen Blindflug darf der Bundesrat die gute alte Schweiz nicht schicken.

Eines unserer Ziele: Dass Patienten schnell wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



# Ihr Immobilienraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Attika-Wohnung  
2110 **Huter**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 1'900'000.- Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)

Sorry, es sind leider alle Einheiten vermietet!



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete 4'400.- p.Mt., Kauf 1'952'000.- Bezug nach Vereinb.  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete 2'600.- p.Mt., Kauf 1'145'000.- Bezug nach Vereinb.  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Miete 3'300.- p.Mt., Kauf 1'278'600.- Bezug nach Vereinb.  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 340'000.-, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!

5 ½ Zi. Einfamilienhaus  
2176 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenhäuser  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.



**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**.

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:**

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 6

Stand Januar 2019

# Scheidung auf englisch

Von Rolf Hürzeler — Grossbritannien kommt von der EU nicht los. Die historische Austritts-Abstimmung produzierte vor allem Verlierer. Noch blüht aus den Ruinen kein neues Leben.



Kratzen an Ort.

Das hat es in der britischen Geschichte bisher nicht gegeben: Das Parlament und das Volk sind unterschiedlicher Meinung in einer politischen Kernfrage. Die Bevölkerung entschied sich im Sommer 2016 mit knapp 52 Prozent dafür, die EU zu verlassen. Im britischen Unterhaus will jedoch eine Mehrheit der Abgeordneten in der EU bleiben. «Die Souveränität des Parlaments und diejenige des Volkes widersprechen sich», konstatiert der Politikwissenschaftler Vernon Bogdanor vom Londoner King's College im konservativen *Daily Telegraph*.

Das ist eine Premiere, weil das Vereinigte Königreich verfassungsrechtlich keine Tradition der direkten Demokratie kennt. Referenden wie über den Brexit oder die schottische Unabhängigkeit sind Ausnahmen, die die Politiker von links bis rechts augenscheinlich überfordern. Zumal keiner weiss, für welchen Brexit das Volk genau gestimmt hat – mit oder ohne Anbindung an Brüssel?

Das Zerwürfnis zwischen Parlament und Volk führte zum Ergebnis, dass sich heute alle als Verlierer fühlen und niemand als Sieger: die Gegner eines EU-Austritts, weil sie die Volksabstimmung verloren haben. Die Befürworter eines «harten Brexits» erkennen dagegen, dass ihre Position schwächelt, je länger die Auseinandersetzung dauert – zumal die

EU-Befürworter alles versuchen, um einen vollständigen Bruch mit Brüssel zu verhindern. Selbst die parlamentarischen Spielregeln lassen sie dafür beugen.

Im schlimmsten Fall befürchten die «true Brexiteers» gar, dass sie leer ausgehen und es auf absehbare Zeit zu keinem Austritt kommen wird – Volkswille hin oder her. Die dritten Verlierer sind schliesslich die Befürworter eines «weichen Brexits», denn sie können sich untereinander nicht einigen – etwa ein Beitritt zum EWR oder doch lieber zur Efta? Jede Variante hat ihre Nachteile und wird sie dereinst unglücklich machen – wie alle anderen auch.

Am unglücklichsten ist jedoch die noch amtierende Premierministerin Theresa May: Sie hat sich für ihren schlechten Deal bis zur Selbstaufgabe geopfert mit demütigenden Bittgängen nach Brüssel und zuletzt gar einem lächerlichen Kotau vor den ihr verhassten Gewerkschaften.

## Zerstrittener denn je

Wie immer das Verhältnis zwischen Grossbritannien und der EU dereinst aussieht – eine Post-Brexit-Phase wird kommen.

Dann stehen die politischen Protagonisten vor der nächsten noch grösseren Herausforderung: Nach all den Hässlichkeiten und Intrigen innerhalb der Konservativen Partei ist nicht vorstellbar, wie sich dieser Haufen wieder wird zusammenraufen können – von so unterschiedlichen Politikern wie dem Hardliner Jacob Rees-Mogg über Theresa May bis zum EU-Enthusiasten und Aussenminister Jeremy Hunt.

Das Gleiche gilt für Labour; noch nie war eine Oppositionspartei derart paralysiert wie jetzt unter Jeremy Corbyn. Angesichts des deploralen Zustands der Tories müssten er und seine Genossen ja Aufwind haben. Das Gegenteil ist wahr: Die Partei ist zerstrittener denn je, in schier unzählige Fraktionen gespalten. Die streiten nicht nur über den Brexit, sondern über Unglaubliches wie den Antisemitismus.

Viele Briten haben die Nase gestrichen voll von der Brexit-Diskussion. Sie ahnen nicht, was alles noch auf sie zukommen wird, wenn der Brexit einmal so oder so geregelt sein wird. Die politische Landschaft wird sich auf absehbare Zeit verändern. Die Wunden könnten lange schwären und das politische Leben blockieren.

# Titanentränen



Sir Andy Murray, Tennisprofi.

Unter seiner Schildmütze perlten Tränen hervor, als Andy Murray den Medien seinen wahrscheinlichen Rücktritt aus der Tennisarena verkündete. Emotionen sind die wertvollste Ware im Sportbusiness. Nur Tage zuvor hatte es Roger Federer bei CNN vor Tränen geschüttelt, hinterher gestand er: «Mein Gott, so bin ich noch nie zusammengebrochen.»

Titanen weinen. Ein Umbruch in der Mitleidswelt und ihren Rollenmustern. Vor einigen Jahren hatte Lady Mirka Federer aus ihrer Loge Rogers Rivalen Stan Wawrinka noch provozierend zugerufen: «Cry Baby!», heul doch. *Boys don't cry*. Vielleicht beginnt sich Mann zur *emotional honesty* zu emanzipieren, zur Aufrichtigkeit der Tränen.

Der schmale, baumlange Andrew Murray, 31, Schotte und von der Queen zum Sir geadelt, Olympiasieger 2012 und 2016, Gewinner in Wimbledon 2013 und 2016, während 41 Wochen die Nummer eins der Welt, lebt in seinem Gefühlskokon. Seine Eltern liessen sich scheiden, als er zehn war. Mutter Judy war Tennislehrerin und peitschte seine Karriere an, sie sass als «fauchende Kobra» (*Daily Mail*) auf der Tribüne, und ihre radikalen Manieren liess sie sich erst von einer PR-Firma schleifen, als Andy schon berühmt war. Seine Frau Kim Sears ist schöner als alle Prinzessinnen am Hof, hat englische Literatur studiert und malt Tierbilder. Aber auch sie verwandelte sich auf dem Tennisplatz in eine fluchende Furie und entfachte mit ihren Beleidigungen von Andys Gegnern Shitstorms in Katastrophenstärke. Als Mutter von zwei Mädchen hat sie sich etwas beruhigt. Andy Murray verlässt sich auf Frauenpower: Zwei Jahre liess er sich von der resoluten Französin Amélie Mauresmo coachen.

Seine Schutzbedürftigkeit entstand, vermuten seine Freunde, in einem Meer von Blut und Tränen. Er war neun, als an seiner Schule in Dunblane ein Amokläufer sechzehn Kinder und deren Lehrerin erschoss. Andy und sein älterer Bruder robbten in Sicherheit. Der Täter war ein Vertrauter, der seine Mutter und ihn gelegentlich im Auto chauffiert hatte. *Peter Hartmann*



Krisenmodus: Nationalbankchef Jordan.

## Schweizer Franken

# Gelände rutscht

Von Florian Schwab — Die Euro-Zone schwächelt. Neue Sorgen für die Nationalbank.

Das Drehbuch schien bereits geschrieben: Anhaltender Aufschwung in der Euro-Zone. Für Deutschland schätzte das renommierte Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung vor Jahresfrist das Wachstum 2018 auf satte 2,6 Prozent. Stattdessen geriet der Jahresschluss zur Zitterpartie. Plötzlich stand man vor der Frage, ob Deutschland im zweiten Halbjahr in die Rezession abgerutscht sei.

Am Dienstag gab das Statistische Bundesamt eine erste Tendenz-Schätzung ab: Die Wirtschaft habe im vierten Quartal wohl doch leicht zugelegt und die Rezession gerade so vermieden. Was von 2018 bleibt, ist das schwächste Wachstum der letzten fünf Jahre.

Das tönt gar nicht mehr nach der kraftstrotzenden Lokomotive Euro-Zone. Im November brach die Industrieproduktion um 1,9 Prozent ein, die Auftragseingänge im verarbeitenden Gewerbe lagen gar 4 Prozent unter dem Vorjahresmonat. Wie bei Deutschland, so rätseln die Ökonomen auch bei Sorgenkind Italien darüber, ob die Wirtschaft im zweiten Halbjahr überhaupt noch gewachsen sei.

Noch bevor die Europäische Zentralbank sicheren Boden für eine bis vor kurzem sicher geglaubte Zinserhöhung 2019 unter die Füße bekommt, gerät das Gelände schon wieder ins Rutschen. Und Ende März lauert der Brexit. Im schlimmsten Fall müsste die deutsche Autoindustrie im wichtigen britischen Markt 10 Prozent Einfuhrzoll bezahlen – Gift für die Konjunktur.

Setzt sich der Abwärtstrend in der Euro-Zone fort und geht gar in eine Rezession über, dann wird die Lage für die Schweizerische Nationalbank sehr ungemütlich. Gemeinsam mit der EZB befindet sie sich mit ihrem Negativzins noch immer im Krisenmodus. Sie hat es verpasst, in vergleichsweise guten Zeiten den Zins etwas anzuheben, um bei der nächsten Krise wieder Spielraum nach unten zu haben.

## Eine Frage der Moral

# Katastrophen-Theater

Von Eugen Sorg — Die korrigierende Schwerkraft des praktischen Lebens greift bei Berufsintellektuellen wie Milo Rau nur bedingt. Das macht sie anfällig für die Versuchungen des Totalitarismus.

Ein Aufsatz des britischen Essayisten und Gefängnisarztes Theodore Dalrymple trägt den verblüffenden Titel «Why Intellectuals Like Genocide» (Warum Intellektuelle Genozid mögen). Dalrymple greift darin eine Kontroverse auf, die Anfang dieses Jahrhunderts Australien nachhaltig aufgewühlt hat. Der Historiker Keith Windshuttle war nach umfassenden und peniblen Recherchen zum Resultat gelangt, dass bei der frühen britischen Besiedlung Tasmaniens entgegen der bisherigen Lehrmeinung kein Genozid, also kein planmässiger Massenmord an der Urbevölkerung, stattgefunden habe.

Anstatt Erleichterung oder zumindest Neugierde hervorzurufen, versetzte dieser Forschungsbefund einen Grossteil der nationalen Intelligenzija in Empörung. Sie verwünschte den Historiker und beschimpfte ihn als australische Variante eines Holocaustleugners. Sie reagierte wütend «wie ein Kind, dem man das Spielzeug aus den Händen gerissen hatte».

### Verderbtheits-Apriori

Warum, so fragte sich Dalrymple, wollte man unbedingt, dass die Gründerväter einen Völkermord begangen hatten? Intellektuelle, so seine Vermutung, betrachteten sich als natürliche geistig-moralische Elite. Nur sie sind gemäss Eigeneinschätzung genügend geschult, in Abstraktionen zu denken und die wirklich grossen Probleme wie Schuld und Sühne zu erkennen und zu lösen. Und was gäbe es für ein grösseres Problem als eine wohlhabende, sich glücklich wahnende Nation wie Australien, deren Geburt sich einem monströsen Verbrechen verdankt?

Hier lag die epochale Aufgabe der Intelligenzija: ein unwissendes, blindes Volk aus seinem moralischen Labyrinth heraus ans Licht der Wahrheit und der Reue zu führen und bei einem gesellschaftlichen Neubeginn anzuleiten. Und in diesem Sinne, folgert Dalrymple, «mögen» die Intellektuellen den Genozid. Er verleiht ihnen Macht und *gravitas*. Der ketzerische Historiker hingegen, der in seiner Studie nachzuweisen versuchte, dass es keinen Genozid gab, stellte damit auch ihre grandiose Rolle als moralische Zentralinstanz und geistige Leader in Frage.

Dalrymples Beobachtung an der australischen Geisteselite lässt sich unschwer in

unseren Breitengraden wiederholen. Auch hier huldigen viele Intellektuelle dem Verderbtheits-Apriori, wenn es um das eigene Land oder die eigene Kultur geht. Der Berner Theatermacher Milo Rau etwa, für sein Bühnen-Reenactment von Gewalt und Massenmord international gefeiert, generiert in Interviews und Aufsätzen regelmässig Aufmerksamkeit durch masslose Schweiz-Beschimpfungen – «kriminelles Land», «Verbrechensstandort» – und apokalyptisches Raunen: «Der Sozialismus ist tot, die Klimakatastrophe ist unvermeidlich, die Geschichte der Menschheit neigt sich ihrem Ende zu.»

Berufsintellektuelle wie Rau existieren in Ideen, Sätzen, Begriffen. Die korrigierende Schwerkraft des praktischen Lebens greift bei ihnen nur bedingt. Umso anfälliger sind sie für die narzisstischen Versuchungen des Jesuskomplexes – «in unseren Seelen [jenen der Künstler] wiederholt sich der objektive Horror unseres Planeten» – oder des Totalitarismus. Vor allem wenn sie selber an ihre Untergangsprophetie zu glauben beginnen. Dann schlägt ihre Stunde, «ins Getriebe der Geschichte einzugreifen», und alles ist erlaubt, dient es der Rettung der Welt. Und so schwärmt Milo Rau in seinem Essay «Was tun?» von der eiskalten, einen «befreienden Browning-Geruch» verströmenden Prosa des roten Terminators und Diktators Lenin, der nicht nur den «Kapitalismus» «zerschmettert», sondern als «lächelnder Philosophen-König» auch die kommunistische Utopie antizipiert habe.

Raus Essay schliesst mit einem etwas rotzigen inneren Dialog. Er enthüllt, wahrscheinlich ungewollt, was sich alles hinter der angeblichen Sorge um die Welt verstecken kann: blasierter Zynismus, Wichtigtuerei, moralischer Nihilismus.

«Es geht also darum, noch einmal von vorn anzufangen? Mit Lenin und dem ganzen Scheiss?» – «Genau.» – «Aber ist es nicht schon das erste Mal danebengegangen?» – «Könnte man sagen.» – «Ist es also nicht erwartbar, dass uns die Sache auch diesmal entgleitet?» – «Ehrlich gesagt, wäre das egal.» – «Warum?» – «Die Sache ist uns ja ohnehin längst entglitten.» – «Das heisst, wir haben gar keine Wahl?» – «Nein, wir haben die Wahl. Aber eben nur genau diese.»



# Warum der Rahmenvertrag gut ist

**Gastkommentar von Monika Rühl — Ja, Economiesuisse ist für das institutionelle Abkommen mit der EU. Es bringt Marktzugang und Rechtssicherheit. Sagen wir nein, schwindet der Wohlstand.**

Die Schweiz hat im vergangenen Jahr die technischen Normen der Fahrtschreiber von Lastwagen geändert. Faktisch sind diese Normen identisch mit denjenigen der Europäischen Union. Nun können unsere Polizeikräfte vorbeifahrende Camions und deren Fahrer über Funk auf rund zehn Datensätze kontrollieren. In diesem Fall hat die Schweiz EU-Recht autonom nachvollzogen. Hat das jemand gestört? Oder hat das überhaupt jemand bemerkt?

Beim institutionellen Abkommen geht es genau um solche Anpassungen – aber auch um mehr.

Aus Sicht von Economiesuisse sind mit dem institutionellen Abkommen drei Hauptziele zu erreichen:

1 — Die heute mit den bilateralen Abkommen erreichte wirtschaftliche Integration in den europäischen Binnenmarkt ist zu sichern.

2 — Die Option auf eine künftige Weiterentwicklung des bilateralen Wegs mit neuen Abkommen ist beizubehalten.

3 — Die Rechtssicherheit ist zu verbessern.

Das Ziel der Sicherung des bestehenden Marktzugangs und auch das Ziel der Option auf dessen Weiterentwicklung bringen direkte Vorteile für die Schweiz als Exportnation. Der europäische Binnenmarkt ist gewissermassen unser Heimmarkt geworden, rund 55 Prozent unserer Exporte gehen dorthin. Schweizer Exportunternehmen, grosse wie KMU, sind in den europäischen Binnenmarkt integriert. Das sollte so bleiben.

**Wirtschaftliche Integration sichern** — Warum muss der bestehende Marktzugang gesichert werden? Politik und Wirtschaft entwickeln sich laufend weiter: Wenn die heutigen bilateralen Abkommen nicht von Zeit zu Zeit an veränderte Umstände in Wirtschaft und Politik angepasst werden, werden sie mit der Zeit wirkungslos. Unsere Camionneure hätten veraltete Fahrtschreiber oder brauchten einen für die Schweiz und einen für die EU. Und unsere Polizeikräfte könnten die Kontrollen kaum effizient durchführen.

Ein Rahmenabkommen soll solche Anpassungen vereinfachen. Das ist besonders bei den technischen Normen offensichtlich. Heute erfolgen die Anpassungen in der Regel autonom, das heisst, die Schweiz übernimmt EU-Recht – wie beim Beispiel mit den Fahrtschreibern.



*Bald Nachteile bei Fahrten in die Nachbarländer?*

**Bilateralen Weg weiterentwickeln** — Auch die Möglichkeit einer künftigen Weiterentwicklung des bilateralen Wegs mit neuen Abkommen ist für unseren Wirtschaftsstandort eminent wichtig. Wegen der fehlenden institutionellen Regelung mit der EU konnten in den vergangenen zehn Jahren für die Schweiz wichtige Dossiers nicht abgeschlossen werden. So gibt es bereits jetzt in verschiedenen Bereichen einen regelrechten Stau: Erstens ist der Abschluss eines Stromabkommens seit Jahren überfällig, zweitens fehlt eine unbefristete Äquivalenzanerkennung der Schweizer Börsenregulierung, drittens muss die gegenseitige Anerkennung der Prüfung technischer Normen aktualisiert werden, und viertens braucht die Schweiz die Sicherung der Teilnahme am neunten EU-Forschungsprogramm. In allen diesen Bereichen laufen Parallelverhandlungen zum institutionellen Abkommen mit der EU.

Die institutionelle Neuregelung soll für die fünf Abkommen der Bilateralen I, namentlich die Abkommen über Personenfreizügigkeit, Agrarprodukte, Luft- und Landverkehr und technische Handelshemmnisse gelten. Im Kern geht es langfristig darum, ob unser Wirtschaftsstandort attraktiv bleibt. Wenn die investierenden Unternehmen auch morgen noch auf einen diskriminierungsfreien Zu-

gang zum EU-Binnenmarkt zählen können, stärkt das unseren Wirtschaftsstandort und unseren Wohlstand.

Dabei ist das zweite Ziel, die Weiterentwicklung des bilateralen Wegs, zentral. Ohne institutionelles Abkommen dürfte es zu einer Erosion des bilateralen Wegs kommen. Ohne Nachführung wird der Weg immer mehr Schlaglöcher und Hindernisse aufweisen, bis er nicht mehr nutzbar ist. Konkret: Ohne Nachführung des Landverkehrsabkommens hätten unsere Camionneure bald Nachteile bei Fahrten in die Nachbarländer. Nachteile, die sie heute nicht haben.

**Rechtssicherheit verbessern** — Das dritte Ziel, die Verbesserung der Rechtssicherheit, ist für die Wirtschaft wichtig. Rechtssicherheit hat in den vergangenen zehn Monaten spürbar an Bedeutung zugenommen. Sie ist leider nicht mehr selbstverständlich. Die Behandlung unserer Stahlexporte in die EU zeigt, dass Protektionismus wieder en vogue ist. Wohlge-merkt: Die Schweizer Stahlexporte stellen kein Problem für die EU-Stahlherstellung dar. Es findet keine Überschwemmung des EU-Stahlmarkts durch unsere Stahlexporte statt, es gibt keinen Hinweis auf Schweizer Dumpingpreise. Dennoch hat die EU nun definitiv «Schutzmassnahmen» gegen die Schweiz ergriffen.

Wir können dies beklagen, wie wir wollen, und in Brüssel vorstellig werden. Es brächte nur eine Eindämmung des Schadens, unsere Unternehmen sind nun aber mit administrativen Kosten konfrontiert. Ein institutionelles Abkommen gäbe uns hier künftig Rechtsmittel, um unsere Interessen zu verteidigen und durchzusetzen. Heute haben die fünf Abkommen keinen verbindlichen Mechanismus. Je stärker der Protektionismus auch in der EU zunehmen würde, desto wichtiger wäre für die Schweiz das im institutionellen Abkommen vorgesehene Streitschlichtungsverfahren.

Das sind die Gründe, warum ein institutionelles Abkommen für die Schweiz Vorteile bringt. Übrigens: Bei den Fahrtschreibern würden wir künftig mitdiskutieren können, denn ein institutionelles Abkommen wird der Schweiz den Zugang zu den Expertengremien geben. Und die Schweiz hätte beim Nachvollzug ein Recht darauf, dass dies die EU auch anerkennen muss. Heute muss sie das nicht.



Monika Rühl ist Vorsitzende der Geschäftsleitung des Wirtschaftsverbandes Economiesuisse.

# Playboy will Schlossherr werden

Von Philipp Gut — Das Schloss Eugensberg gehört zur Konkursmasse des verstorbenen Ex-Milliardärs Rolf Erb. Nun will es der Vermögensverwalter, Playboy und Dichter Peter Buser kaufen. Wer ist diese schillernde Figur?



«Aphorismen und andere Kurzweil»: Lebemann Buser am Wiener Opernball, 2015.

Es wäre sein bislang grösster Coup. In einem Alter, in dem andere ins Pflegeheim ziehen, möchte Peter Buser, 81, seinen Wohnsitz auf Schloss Eugensberg verlegen, eine der schönsten Palastanlagen der Schweiz, hoch über dem Bodensee gelegen, mit etlichen Nebengebäuden, turnhallengrosser Garage, Bootshaus, Gutsbetrieb – und nicht zuletzt mit kaiserlichem Flair. Eugène de Beauharnais, der Stiefsohn Napoleons, liess das Schloss in den Jahren 1819 bis 1821 im klassizistischen Stil errichten.

Doch ob Buser das Wohnobjekt seiner Begierde wirklich erhält, ist ungewiss – um das Prachtanwesen ist ein regelrechter Übernahmekrimi im Gang. Es gehört zur Konkursmasse des verstorbenen Winterthurer Milliardärs Rolf Erb, die der Kanton Thurgau verwaltet. Die möglichen zukünftigen Besitzer mussten eine Stillschweigeklausel unter-

schreiben, nichts sollte nach aussen dringen. Auf verschlungenen Wegen, via *Thurgauer Zeitung*, *Blick* und einen versteckten Hinweis auf eine kürzlich erschienene Biografie Busers, ist dennoch ausgekommen, dass sich der Selfmademillionär unter den Interessenten befindet. Seit der fetten Boulevard-Schlagzeile («82-jähriger Playboy will Erb-Schloss kaufen») steht die Frage im Raum: Wer ist diese schillernde Figur, die offenbar bereit ist, für ihre Altersresidenz 35 Millionen Franken auf den Tisch zu blättern?

## Liebblingsfeind Schweizer Banken

Ich kenne Busers verrücktes Leben einigermaßen, weil ich vor zwei Jahren die vom *Blick* erwähnte Biografie, die eigentlich eine Autobiografie ist, herausgegeben habe. Der Titel «Ich war eine Bank. Und Schlimmeres» lässt erahnen, dass es sich um einen Spitzbuben

handelt, der gerne mit seinem etwas verruchten Charme kokettiert. In die Regenbogenpresse schaffte es Buser ein erstes Mal, als er vor einigen Jahren, schon in vorgerücktem Alter, am Wiener Opernball mit einer kleinen Armada junger Damen in wasserstoffblonden Perücken aufkreuzte. Ein anderes Mal attackierte er mit provokativen, im Internet veröffentlichten Videos, die eine Mischung aus Kunst, Erotik-Happenings und höherem Blödsinn verkörpern, seine Lieblingsfeinde, die Schweizer Grossbanken.

Das kommt nicht von ungefähr. Buser inszenierte sich früh als Rebell der Finanzszene; die Bankenwelt mit ihren starren Hierarchien, strengen Kontrollen und noch strengeren Dresscodes war ihm ein Gräuel. Als einer der Ersten erhielt er in den 1970er Jahren die Konzession als Wertpapierhändler – eine Tätigkeit, die bis dahin fast nur die Geldhäuser aus-

geübt hatten. Er war nun so etwas wie eine Ein-Mann-Bank und wurde zu einem Pionier der privaten Vermögensverwaltung. Mit innovativen Anlagemethoden machte Buser viel Geld für seine Kunden – und für sich selbst. Sein Vermögen dürfte rund 80 Millionen Franken betragen.

Allerdings gab es in seiner Karriere immer wieder Krisen. Nach dem Ölshock von 1973 verlor er nicht nur beträchtliche Summen, sondern vorübergehend auch das Vertrauen in seine Fähigkeiten. Fast hätte er eine sichere Stelle als Lehrer angenommen. Doch als die Börsenkurse Anfang 1976 wieder zu steigen begannen, verflogen auch die Zweifel. Er entdeckte eine neue Nische: die Vergabe von Lombardkrediten. Diese beruhen auf der Verpfändung von Wertpapieren und waren eine lukrative Alternative zu den gängigen Geschäftskrediten. Er erkannte, dass die Banken hohe Margen verlangten und gegenüber ausländischen Kunden sehr zurückhaltend waren. In diese Lücke stiess er entschlossen vor. Mit aggressiven Inseraten köderte er vor allem deutsche Kunden: «Sie bekommen von mir Unternehmenskredite in Schweizer Franken zu 5 Prozent», verkündete er in der FAZ und der *Welt am Sonntag*.

### Zuflucht zu Schwindelei

Buser finanzierte das Lombardgeschäft über eigene Bankkredite, dazu belieh er das Geld der Kunden unter seinem Namen. Die Banken rubrizierten das Paket als «Sammeldepot». Mitte der 1980er Jahre verschärfte sich die Vorschriften. Nun verlangten die Banken, es müsse angegeben werden, wem deponierte Wertpapiere gehörten. Das brachte Buser in Schwierigkeiten, und er nahm Zuflucht zu einer Schwindelei. Er behauptete, alle Vermögenswerte seien sein Besitz. Hätte er die Wahrheit gesagt, wären ihm die Kredite gekündigt worden – mit der Folge, dass er die auf Langfristigkeit ausgerichteten Verträge mit den Kunden hätte verletzen müssen, erklärt er.

Es gibt in der Laufbahn des Peter Buser mehrere solche Momente, in denen er am Rand der Legalität operierte. Im alten Börsengesetz sei nur festgehalten gewesen, was man nicht tun dürfe; bei allem anderen sei man stillschweigend davon ausgegangen, dass es erlaubt sei. Er habe nicht gefragt, sondern einfach gehandelt, erzählt der Filou mit entwaffnender Ehrlichkeit, die man ihm immerhin zugutehalten kann.

Ein anderes schönes Geschäft machte er mit Neuemissionen von Obligationen, besonders mit japanischen Wandelanleihen, aber auch mit Zinsdifferenzen. Dabei verdiente er ironischerweise mit Hilfe der von ihm verachteten Banken. Denn auch als freier Vermögensverwalter musste er deren «Konditionen» – etwa Courtagen oder Depotgebühren – einhalten.

Vermittelte Buser zwischen einem Kunden, der beispielsweise Obligationen in südafrikanischen Rand verkaufen, und einem zweiten, der solche kaufen wollte, lag sein Profit bei einer einzigen Transaktion manchmal zwischen 50 000 und 100 000 Franken.

### Er verlangte Zins von eigener Mutter

Das Talent zum Geldmachen zeigte schon der kleine Peter Buser, der 1937 im solothurnischen Arbeiterdorf Trimbach in ärmlichen Verhältnissen geboren wurde. Das Baugeschäft des Grossvaters in Olten war während der Weltwirtschaftskrise in Konkurs gegangen, der Vater war Maurer, die Mutter Hausfrau. Ein katholisch-frommes, kleinbürgerliches Milieu, mit strenger, aber nicht liebloser Erziehung. Für das Kasperltheater verlangte Klein Peter Eintritt, und wer nicht zahlen konnte, musste alte Zeitungen abgeben, die er später gegen Bares eintauschte. Mit elf begann er ein Verleihgeschäft auf Zinsen, seine Kunden waren Schulkameraden, Nachbarn und sogar die eigene Mutter.

Dennoch war der Weg in die Finanzbranche nicht unbedingt vorgezeichnet. Buser besuchte das Lehrerseminar in Solothurn, erwarb an der Universität Bern das Bezirkslehrerdiplom und studierte dann Romanistik und Allgemeine Sprachwissenschaft. 1971 promovierte er bei Siegfried Heinimann mit einer 578-seitigen Arbeit über Semasiologie («Die Bezeichnungen für Betten und Bitten im christlichen Latein und im Altfranzösischen»). Sprachen faszinierten ihn, auch weil sie ihm einen leichteren Zugang zum anderen Geschlecht ermöglichten. Er unternahm ausgedehnte Reisen mit teils längeren Aufenthalten in verschiedenen Weltgegenden. Zunächst suchte er sein Glück in kommunistischen Ländern jenseits des Eisernen Vorhangs. Mit einem Alfa Romeo fuhr er durch Ceausescus Rumänien, später mit einem Lamborghini durch die Tschechoslowakei und die DDR. Längst war der Playboy in ihm erwacht, und er hatte erkannt, dass Geld und schnelle Wagen auf viele hübsche Frauen wie ein Magnet wirken. Erst recht in Staaten, wo nur graue Trabis über die holprigen Strassen krochen.

### Eine halbe Million Dollar Lösegeld

In späteren Jahren verlegte Buser seinen Wohnsitz nach Santo Domingo, und er lebte längere Zeit in Brasilien. Das war steuergünstig und kam seiner Vorliebe für Frauen der südlichen Hemisphäre entgegen. In der Rua Gustavo Sampaio in Rio de Janeiro baute er in einem Hochhaus eine Wohnung, die mit

Prunk nicht zurückhielt. Das gefiel nicht nur mancher schönen Mulattin, sondern rief auch weniger angenehme Zeitgenossen auf den Plan. Professionelle Kidnapper entführten den Schweizer, ein bekannter Gast in den Diskotheken der Copacabana, und erpressten ein Lösegeld von einer halben Million Dollar.

Heute lebt Buser wieder vorwiegend in Europa, er hat eine Wohnung am Zürichberg und eine in Liechtenstein. Täglich setzt sich der alte Mann, der langsam Mühe mit dem Gehen hat, mehrere Stunden an seinen Computer, um Börsengeschäfte zu tätigen. Meist auf private Kasse, er bedient nur noch ausge-

### Hätte er die Wahrheit gesagt, wären ihm die Kredite gekündigt worden.

wählte Kunden und Freunde. Das Trading sei wie eine Sucht, gesteht Buser. Doch dieser schräge Vogel und militante Junggeselle, der das Heiraten als Spiessbürgeridee abtut, strebt nach mehr als Sex und Geld. Er organisiert Kunstanlässe und Konzerte, bei denen er am liebsten selbst neben jungen Virtuosen in die Tasten eines Flügels greift, wenn er nicht gerade

den Mephisto gibt, wie jüngst in einem von ihm selbst entworfenen synästhetischen Mix aus Musik, Theater und Rezitation in der Zürcher Maag-Halle. Dort soll sogar die schwedische Königin zu seinen Gästen gezählt haben, wie Buser stolz berichtet.

Der leidenschaftliche Klavierspieler, Bewunderer von Franz Schubert, betätigt sich auch als Autor. Im Band «Aphorismen und andere Kurzweil» (2005) sowie in den «Fussnoten eines Börsenspekulanten» (2015)

analysiert er den Dreiklang seines Lebens – Geld, Geist, Liebe – mit seziermesserscharfen Beobachtungen, vermischt mit klassisch anmutenden Gedichten. Sollte Buser doch noch den Zuschlag für den Kauf von Schloss Eugensberg erhalten, könnte er dort im Gästebuch die Zeilen lesen, die der Dichter Joseph Victor von Scheffel im Herbst 1874 hinterliess; sie könnten ihm, dem rabiaten Melancholiker, gefallen.

*Noch einen Blick der Reichenau  
Und ihrem blauwogenden See,  
Noch einen Dank der hohen Frau,  
Und dann – bergab – ade!*

Philipp Gut (Hrsg.): «Ich war eine Bank. Und Schlimmeres». Zitat Dr. Peter Buser. Mit einem Essay von Valentin Landmann. Offizin, 2017



Schloss Eugensberg.

## Personenkontrolle

**Maurer, Balzaretto, Brenn, Amstutz, Marchand-Balet, Riklin, Kachelmann, de Weck, Loesch, Maudet, de Senarclens, Gössi, Lüscher**

Ueli Maurer, Kassenwart der Nation, hat es gut. Er kann Jahr für Jahr Ertragsüberschüsse vorweisen. Weniger gut scheint es Maurers Mitarbeitern in der Eidgenössischen Zollverwaltung (EZV) zu gehen. Wie ein Sprecher auf Anfrage bekanntgibt, half die sogenannte Wohlfahrtskasse des Zollpersonals im Jahr 2017 verschuldeten EZV-Mitarbeitenden mit Darlehen in Höhe von insgesamt Fr. 392 046.20 aus der Klemme. Zudem schüttete die Einrichtung à fonds perdu 638 303 Franken an Krankheitskosten, Ausbildungskosten und Sterbegeld von Zollmitarbeitern aus. Was ist der Grund für diese Fürsorge? Die EZV sei auf absolut loyales Personal angewiesen. Mit der Wohlfahrtskasse werde das Korruptionsrisiko vermindert. Was aber nicht unbedingt bedeuten muss, dass Zollbeamte andernfalls anfällig für Korruption wären. (hmo)

Roberto Balzaretto, Zaungast, betätigte sich während der Hearings der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates zum Rahmenabkommen als eifriger SMS-Schreiber. Unentwegt töggelte der Staatssekretär und Schweizer Chefunterhändler für die Verhandlungen mit der EU von seinem Sitzplatz, direkt hinter den APK-Mitgliedern, auf seinem Handy herum. Ob er Nationalräten Anweisungen zu Fragen an die eingeladenen Experten erteilte, sich privat austauschte oder bloss Aussagen auf seinem Telefon speicherte, bleibt sein Geheimnis. Lustig ist, dass ein Meter von Balzaretto entfernt eine grosse Tafel den Handygebrauch im Konferenzsaal des Medienzentrums verbietet. Aber wahrscheinlich verhält es sich mit dieser Tafel wie bei den Verträgen mit der EU: Es ist alles eine Frage der Auslegung. (hmo)

Tristan Brenn, Chefredaktor von SRF und Qualitätsjournalist, ist nicht gut auf den Fall Ignaz Walker zu sprechen. Als am Dienstag bekannt wurde, dass gegen den Kronzeugen der von der SRF-«Rundschau» in einer zehnteiligen Kampagne verbreiteten Verschwörungstheorie Anklage wegen Falschanschuldigung erhoben wurde, mochte Brenn dazu nicht Stellung nehmen. Stattdessen verwies er auf «Rundschau»-Chef Mario Poletti, der verlauten liess: «Selbstverständlich halten wir an unserer Berichterstattung fest.» Zur Erinnerung: Bereits vor zwei Jahren hatte das Bundesgericht der «Rundschau» vorgeworfen, sie habe versucht, den Mordprozess durch ten-



Schutz aus Strassburg: Unternehmer Kachelmann.



Die Show geht weiter: FDP-Politiker Maudet.



Einmal aufgefallen: CVP-Frau Marchand-Balet.



Und die Zollverwaltung? Finanzminister Maurer.

denziös eingeschwärzte Akten zu manipulieren. Wie die NZZ diese Woche aufdeckte, hatte die «Rundschau» krasse Widersprüche in den Aussagen ihres Kronzeugen systematisch unterschlagen. Doch den TV-Monopolisten kratzt das nicht. Die «Urner Justizaffäre» ist auf der Homepage der «Rundschau» nach wie vor unter der Rubrik «Aufgedeckt» als journalistisches Highlight aufgeführt. (axb)

Adrian Amstutz, beehrtem Berner, wird von seiner Kantonalpartei der rote Teppich ausgerollt. Eigentlich müsste sich der SVP-Nationalrat Ende der Legislatur aus dem Parlament verabschieden; seit 2003 gehört Amstutz der Grossen Kammer an, und nach einer parteiinternen Amtszeitbeschränkung ist nach sechzehn Jahren Schluss. Doch nun hat die bernische SVP für ihr Aushängeschild die Regeln geändert und will ihm eine weitere Amtszeit ermöglichen. Das dürfte auch damit zu tun haben, dass bei der Volkspartei nicht gerade ein Andrang an prominenten Kandidaten herrscht, die den Berner Oberländer ersetzen könnten. Ob der umworbene Amstutz im



Pro Tell: Offizierin de Weck.

Herbst tatsächlich noch einmal antreten will, ist allerdings noch offen. (fon)

Géraldine Marchand-Balet, Aussteigerin, hat nach vier Jahren genug. Die CVP-Nationalrätin und Gemeindepräsidentin von Grimisuat will bei den Parlamentswahlen 2019 nicht mehr antreten. Ein einziges Mal ist sie in den letzten vier Jahren aufgefallen, als sie bei einem Parlamentarier-Rating der *Sonntagszeitung* auf dem letzten Platz landete. Sonst wirkte die Walliserin in Bern eher blass und diskret. Trotzdem ist es aussergewöhnlich, dass eine Nationalrätin nach bloss einer Legislatur bereits das Handtuch wirft. Aber mit den Ankündigungen zum Karriereende ist das ohnehin so eine Sache. Auch Parteikollegin Kathy Riklin, viel länger als Marchand-Balet in Amt und Würden, wollte ebenfalls Ende 2019 in Pension gehen – und überlegt sich offenbar jetzt dennoch wieder eine Fortsetzung der Karriere. Und so wäre man wohl nicht überrascht, wenn auch die unauffällige Walliser CVP-Nationalrätin, ganz nach der herrschenden Mode (siehe Adrian Amstutz), plötzlich eine spektakuläre Piouette drehen würde. (hmo)

**Jörg Kachelmann**, ehemaliges Opfer falscher Anschuldigungen, wird vom Europäischen Menschenrechtsgerichtshof geschützt. Der bekannte Schweizer Wettermoderator war 2011 vom Vorwurf, seine frühere Geliebte vergewaltigt zu haben, freigesprochen worden. Während seiner Untersuchungshaft in Deutschland entstand eine Aufnahme, die ihn mit nacktem Oberkörper inmitten einer Gruppe von Inhaftierten im Gefängnishof zeigte. Die *Bild*-Zeitung publizierte den Schnappschuss, was Kachelmann nicht erfreute. Deutsche Gerichte verboten der *Bild*-Zeitung und dem Axel-Springer-Verlag daraufhin, die wenig schmeichelhafte Aufnahme nochmals zu veröffentlichen, was sie als unzulässigen Angriff auf die Pressefreiheit werteten. Doch der Gang nach Strassburg war umsonst: Die Richter sehen das Boulevardblatt nicht als Opfer einer Menschenrechtsverletzung. (*fon*)

**Olivia de Weck**, Geheimwaffe, ist zur Vizepräsidentin von Pro Tell ernannt worden. Die zuletzt eher sklerotische «Gesellschaft für ein freiheitliches Waffenrecht» erhofft sich von der 32-jährigen Genfer Anwältin Schützenhilfe im bevorstehenden Kampf gegen die Waffenrechtsrevision. Olivia de Weck, heisst es in einer Verlautbarung von ProTell, blicke auf ein langjähriges militärisches und sicherheitspolitisches Engagement zurück. 2018 wurde sie in den Rang eines Hauptmanns der Schweizer Armee befördert. Gutausschende Frauen als Botschafterinnen für das Recht, Waffen zu tragen, waren bislang ein vor allem aus den USA bekanntes Phänomen, wo **Dana Loesch** als Sprecherin der National Rifle Association einen Ruf wie Donnerhall geniesst. (*fsc*)

**Pierre Maudet**, Überlebenskünstler, kämpft weiter für seine verlorene Ehre. Seine bestens organisierten Anhänger bescherten dem Präsidenten der Genfer FDP, **Alexandre de Senarclens**, der ihn genauso wie **Petra Gössi** zum Rücktritt aufgefordert hatte, eine ausserordentliche Parteiversammlung. Einziges Traktandum: «Vertrauen und Unterstützung für P.M. – Ja oder nein?» Hunderte von Mitgliedern strömten am Dienstagabend in die Aula der Genfer Uni Dufour, vorbei am Denkmal des Generals. Maudets Ankunft glich einem Spiessrutenlauf. Niemand schien ihn zu erwarten. Senarclens sprach als Erster, ihm folgte Nationalrat **Christian Lüscher**. Maudet bezeichnete den Rechtsanwalt als Staatsanwalt – und bekam mehr Applaus. Maudet dementierte alle seine bisherigen Erklärungen und versprach, dass er das Votum respektieren werde – um später seine Aussage zu relativieren. Den gleichen Fehler werde er nicht zweimal machen, verkündete er in seinem letzten Appell vor der Abstimmung. Die Show kann weitergehen, die Mitglieder sprachen ihm mit 341 gegen 312 Stimmen ihr Vertrauen aus. (*j.a.*)

## Nachruf



*Herrscherhaft*: Opernsänger Adam.

**Theo Adam (1926–2019)** – Ein Sänger wie eine deutsche Eiche. Theo Siegfried Adam, der am 1. August 1926 in Dresden geboren wurde und dessen Leben sich dort am 10. Februar im 93. Jahr vollendete, der war eben das: eine bassbaritonale tönende deutsche Eiche. Eine DDR-Eiche, durch die Zeitläufe geworden. Aber eine, die die Welt sehen und hören wollte.

Als fliegender Holländer umschiffte er sterbensmüde die Bühnenmeere. Als Gralskönig Amfortas litt er verzweifelt an seiner Wunde. Als präsidentaler Hans Sachs hatte er Herbert von Karajans «Meistersinger»-Rie-

ge im Griff. Und als Wieland Wagners langjähriger Wotan war er ein trauriger, aber auch ein aufmüppig intellektueller Gott.

Er war gross, hatte herrscherhaftes Auftreten von grösster Natürlichkeit. Und so sang er alles bis hin zur Moderne. Wie sein etwas jüngerer Tenorkollege Peter Schreier hat Theo Adam eine typische Dresdner Musikelitekarriere durchgemessen. Von 1937 bis 1944 war er Mitglied des Kreuzchores. Nach dem Abitur folgten Wehrmacht und Gefangenschaft. Von 1946 bis 1949 war er angehender Lehrer, nahm nebenbei Gesangsunterricht und erhielt – neue Künstlermänner brauchte das Land – 1949 ein Engagement an der Staatsoper Dresden.

Theo Adam muss von Anfang an eine Naturgewalt gewesen sein: Er debütierte 23-jährig mit dem Eremiten aus Webers «Freischütz». Natürlich war er 1985 bei der Wiedereröffnung der Semperoper mit von derselben Partie. Und sang sie dort zu seinem Abschied 2006. Theo Adam war überzeugter Dresdner und ein stolzer, kosmopolitischer Sachse. Kunststück, bereits 1952 sang er bei den Bayreuther Festspielen.

Theo Adam gehörte zum kulturellen Tafelsilber des sozialistischen Deutschland, hat diese Funktion makellos nach beiden Seiten hin bewältigt. Ab 1977 hatte er sogar eine eigene TV-Sendung. Doch erst im Dezember 1989 gab er seinen «Stern der Völkerfreundschaft» wieder zurück. In unzähligen Platten ist uns Theo Adams eindrückliche Stimme erhalten, sein letztes Jahrzehnt war freilich von Demenz überschattet. *Manuel Brug*

«Heute dauert die Zukunft länger.»

**Rolf Dörig**  
Verwaltungsratspräsident  
zum selbstbestimmten Leben

## «Der Greis ist heiss»

Von Chris von Rohr — Udo Lindenberg gehört zu meinen grossen Helden. Wenn wir uns treffen, liegt Magie in der Luft.

Grosse Musik und wegweisende Künstler trösten uns über Raum und Zeit hinweg. Sie führen uns an Orte, wo wir noch nie waren. Sie sind Tiefschürfer, Schamanen und Zauberer. Ihre Medizin gibt Kraft, Trost und ist Verheissung. Udo Lindenberg schafft das immer wieder mit der Leichtigkeit einer Gazelle. Ich traf den Freigeist und Rockkomplizen zum Gespräch und Pulsnehmen in seinem privaten Hamburger Panik-Adlerhorst.

**Durch deine Lebenssanduhr läuft zurzeit Platin – wie erlebst du das Silberfuchsalter?**

Stabiler Raketengleitflug. Totaler Flash. Funkel, Glitzer, Glamour. Seit zehn Jahren sind wir nun bereits auf Stratosphären-Flow und kein Ende abzusehen. Silberfuchsalter? Ha, Alter steht für Radikalität und Meisterschaft. So sollte es sein. Nicht Hängenlassen und Rückzug in die geistige Hängematte. Mit den Jahren, ein weiterer Vorzug, kriegt man 'ne geile Patina an die Stimme. Dann noch die Veredelung durch reichlich Whisky-Gurgeln und kubanische *cigars*. Na ja, ziemlich teures Investment, aber gute Rekapitalisierung. Platten laufen ja millionenfach. Alles mega, na ja, man kennt's ja auch vom Kollegen Orpheus. Wenn der singt, weinen die Frauen, stellen die wilden Tiere das Jagen ein, die Bäume verneigen sich und die Männer beenden die Kriege. Und wenn Sänger älter werden, dann sagen sie: Hinterm Mikrofon geht's weiter. Wohl noch einige Jahrzehnte. Nicht kürzertreten, sondern längere Schuhe anziehen.

**Viele sind schon von uns gegangen. Wer fehlt dir am meisten?**

Alle fehlen, die grossen Pioniere und Vorengereisten. Doch es gibt ein Wiedersehen.

**Philip Roth sagt: «Das Alter ist ein Massaker.» Udo sagt:**

«Der Greis ist heiss.» Das hab ich ja mal getextet. Keine Panik, je knapper die Zeit wird, desto weniger hast du zu verlieren. Wir powern bis zum letzten Atemzug. Is' doch klar. Die Fans brauchen Udopium, bei Verknappung drohen Depressionswellen. Ne, ich bleib am Start. Klub der Hundertjährigen. Hoch die Tassen. Alle Tage sind gleich lang, jedoch verschieden breit.

**Für dich ist siebzehn Uhr früher Morgen. Du gehst in die Frischhaltetüte schlafen, wenn die anderen aufstehen. Wie kam das?**

Du kennst es ja, das ist der ewige Rock-'n'-Roll-Beat und Musiker-Tagesablauf. Sozusagen die *Never ending*-Tour. Abends muss der Sänger fit sein und zur Höchstform auflaufen, da kann er nicht schon um acht Uhr morgens die Vorhänge aufziehen. Bin doch keine Lerche, ich bin die echte Nachtigall. Zudem sind Abend und Nacht wunderbare easy Zeiten. Hier werden die Menschen entspannter, finden zusammen, besuchen Konzerte oder erleben sonstige Heimsuchungen: Trance, Dance, Philosophentum, allein oder im schwebenden Kollektiv.

**Warum lebst du seit dreissig Jahren im Hotel?**

Hotels sind höchst inspirierende Orte. Immer was los. Durch die Drehtür werden die unterschiedlichsten Leute aus aller Welt hineingespült. Vom Vertreter übern Hochschulprofessor bis zur Kiezgrösse. Also reich-

---

«Seit zehn Jahren sind wir nun bereits auf Stratosphären-Flow und kein Ende abzusehen.»

---

lich Action und hohe Begegnungsfrequenz. Aber auch absolute Ruhezeiten in meiner Panik-Suite. Dazu Roomservice 24/7 und alle Annehmlichkeiten des Hotellebens. Muss da keinen Müll runtertragen und so. Das gibt mir Zeit, mich voll auf die Kunst zu konzentrieren.

**Du hast wie Keith Richards, Ozzy Osbourne oder Eric Clapton alle Abstürze überlebt. Wie hast du das geschafft?**

Hatte 'ne Spitzen-Bodencrew, die Lindianerfamily, die immer am Start war, wenn ich mal von der einen oder anderen Space-Odyssee zum Systemcheck zurückmusste. Einmal die schnelle Entgiftung in der Bodenstation Klinik Houston, und der Astronaut muss wieder weiter. Klar, ich war auch mal der taumelnde Astronaut kurz vorm Exitus. Aber irgendwann hatte ich's raus. Eins ist klar: Die Richtlinienpolitik zum Überleben muss der Weltraumreisende irgendwann selbst in der Tasche haben.

**Was sagst du heute einem Alkoholiker, der aus dieser Teufelsdroge rauswill?**

Mach 'nen Deal mit dir selber, und schau, was du bekommst. Was dich auf der anderen Seite der Waagschale so erwartet. Wenn du das klarhast, dann kriegste das hin. Der Wille ist eisern. Das Ziel pures Gold. Als Profitrinker hängst du am Tropf, trägst die Fuss-

fessel Droge. Nach dem Deal bist du frei und schnell und wieder 'nen Überflieger, kannst als Abenteurer in der Welt rumzischen und brauchst keinen Notarzt. Bei mir zum Beispiel war die grosse Bühne der Rausch, mein Eldorado. Viel besser als Saufen. Ja, musst die alte Droge eintauschen gegen was, was besser ist. Klingt einfach, oder?

**Ein paar Tipps und Kräuter vom Panikdoktor?**

Na klar. Paar ostasiatische Hammerkräuter und geheime Zaubertinkturen. Nicht zur Veröffentlichung gedacht. Es könnte Menschen irritieren und mit Schweizer Gesetzen kollidieren.

**Vom Rollmops zum schlanken Geparden mit ewiger 28er-Kleidergrösse – wie gelingt das?**

Lauf, Katze, lauf. Flipper, Flitzer, Jogger – um die Alster rum oder durch den Berliner Tiergarten oder bei euch dem Zürcher Seeufer entlang. Ich wollte nicht wegdriften wie Elvis – ein schwitzender, ausgebeulter Vulkan, der wegschmilzt in der Alkoholpfütze. Schön grazil, wie die Gazelle und geschmeidig wie Phoenix aus der Flasche wieder aufsteigen aus meiner Katharsis. Geht das? Ja, hat funktioniert, und die Leber applaudiert.

**Religion?**

Die gehört unter den eigenen Hut. Zu viel Stress und Kriege auf der Welt, weil man sich nie einig wird, welcher Gott hier der wahre ist. Der Song «Wozu sind Kriege da» ist über dreissig Jahre alt und immer noch so wahr. Religion ist Privatsache, sollte jeder gut mit sich selber klarkriegen. Trennung von Kirche und Staat. Selbst entscheiden, welche Religion oder Form der Spiritualität da so zu einem selbst passt von der bunten Angebotspalette.

**Udos Lebensmotto?**

Das Leben jeden Tag mit beiden Händen greifen. Erfinder höchster Coolness, schlafender Vulkan.

**Most proud of?**

*The big big, crazy panic family*. Ganz himmlisches, vom Wahnsinn durchgeknutsches Power-Team. Ich, einer von denen, der gelegentlich singt. Einer muss den Job ja machen.

**Gibt es Einsamkeit?**

Einsame Momente, ja, die gibt's. Gibt 'nen Song mit gleichnamigem Titel, «Der einsamste Moment». Der Protagonist geistert nachts durch einsame Hotelkorridore wie im «Shining»-Hotel. Oder wenn du alleine



«Hinterm Mikrofon geht's weiter»: Rockstar Lindenberg, 72.

vorm Fernseher bei den Katastrophennachrichten deine verdammte Ohnmacht spürst. Die Ohnmacht, wie retten wir diese weggeknallte Welt, wie stoppen wir die wahnsinnigen Steuermänner des Raumschiffs Erde... diese ganzen Hirnamputierten. Dann fühl ich mich manchmal so scheisshilflos, ohnmächtig und allein.

**Auf dem neuen Nummer-1-Album gibt's einen Song, der «Kleiner Junge» heisst. Warum selbst keine Kinder?**

Wär' kein fairer Deal für einen Lindenzwerg. Ausserdem gibt's so viele Kids auf der Welt, die auch unsere Aufmerksamkeit brauchen, denen es so richtig mies geht. Kann man adoptieren oder Patenschaften übernehmen. Sensibilität und Mitgefühl über die bordeigenen Kids hinaus ist sehr

wichtig. Der Song «Kleiner Junge» kann da verdunkelte Seelen wieder anknipsen und daran erinnern, niemals stillzuhalten, solange Unrecht geschieht auf der Welt. Kinder verhungern, während Staatschefs unvorstellbare Milliarden in die Aufrüstung reinhauen.

**Kinderschutz müsste ins Grundgesetz.**

Unbedingt.

**Politiker heute? König von Scheissegalien!**

Schau in die Welt. Da gibt's gerade reichlich Schieflagen. Es hat zu viele Gruselgestalten in den grossen Schaltzentralen, die als Ego-Deppen ihre narzisstischen Kränkungen auf dem Rücken der Menschen austragen und Unheil, Gift und Elend streuen. Die sogenannten Volksvertreter reden reichlich undurchsichtiges Zeug. Keinen Klartext, so dass die Leute auf der Strasse das verstehen.

Vertrauen geht baden, keiner hört mehr hin. Politchinesisch. Floskeln, Fremdwörter und Worthülsen. «Schlaue Schnacker», aber so spricht doch keiner in echt, und das Volk wandert im Nebel.

**Und wählt dann all die Schwachomaten und Heilsversprecher, auch weil die sogenannten Volksvertreter die Alltagsängste und Sorgen an der Basis überhören oder lächerlich machen.**

Es kann was werden, wenn wir Leute das Grosse Haus von unten nach oben mitbauen und uns gnadenlos einmischen. Wir müssen selbst an den Start kommen und einsteigen für humane Werte und unsere Ideale. Dabei aber nicht in eine parteipolitische, sondern vielmehr in eine gesinnungspolitische Richtung blicken. >>>

**Raus aus der Blase. Weniger betreutes Denken durch Politik und Medien. Mehr Aktion und Zivilcourage. Was muss geschehen, dass Europa endlich wirklich zusammenwächst?**

Die EU sollte sich als Kontinent der grossen damaligen Kriege (und Verpflichtungen daraus) für eine wirklich funktionsfähige Uno als Menschenrechts- und Antikorruptionsbehörde einsetzen, ohne das antiquierte Vetorecht, mit dem China und Russland immer alles blockieren. Sie muss auch sofort ihre Kleinkrampolpolitik (Gurkenkrümmung, Flaschenöffner, Schnullerkettenlänge) beenden und sich ab sofort nur noch den elementaren Fragen der Zukunft zuwenden. Alles andere bringt uns nicht weiter und ist Verrat an der Jugend, an der Welt von morgen. Traurigerweise könnte es sein, dass Europa erst zusammenwächst, wenn den Europäern klarwird, dass sie hinter die USA, China und Russland zurückfallen, weil die gemeinsame Power bei Handelskriegen und wirtschaftlichen Abmachungen fehlt, die die Grossen ohne Europa tätigen und somit den wirtschaftlichen Niedergang und Wohlstand der «alten Welt» provozieren. Die Scheinwerfer müssen da radikal auf Weitsicht und Weltsicht gestellt werden.

**Global denken, aber lokal, vor Ort, achtsam und klug handeln. Das Kleine, Verbindende im Alltag der einzelnen Länder nicht übersehen oder arrogant übergehen.**

Absolut, aber es geht nur zusammen, international und weltoffen, was die grossen Herausforderungen der Zukunft betrifft: Klimawandel, die Plastikvermüllung der Meere, die Vernichtung der Regenwälder, die immer weiter wachsende Ungleichheit, die Verschuldung, unfairste Eigentumsverhältnisse – diese Dinge und Themen können wir nur gemeinsam international regeln. So 'ne Gemeinschaft hinzukriegen, kann da gut über ein gleichwertiges Europa der Regionen laufen. Dabei keine Abschottungspolitik und Gleichmacherei. Sondern jeden in seiner Einzigartigkeit und seinem individuellen kulturellen Gefieder zur Geltung kommen lassen auf dem stabilen Fundament von Natur- und Menschenrechten.

**Nur gegen rechts rocken reicht heute nicht mehr. Wofür müssen wir noch kämpfen?**

Für mehr Fairness und echte Teilhabe. Dabei sich einsetzen für ein Europa, das wieder solidarisch, tolerant und demokratisch draufkommt. Wir haben jetzt über siebenzig Jahre Frieden gehabt. Vor dem Hintergrund von zwei Weltkriegen im letzten Jahrhundert mit blutdurchtränktem Boden. Und dass das hier nun eine friedliche Gegend bleibt.



*Über Raum und Zeit:* von Rohr, Lindenberg.

#### **Toleranz und Streitkultur!**

Total wichtig. Lass die Toleranzen tanzen. Weltweit die verschiedensten Ansätze für die Welt von morgen. In der Ergänzung liegt die Kunst. Bunte Republik Deutschland – ein bisschen so wie New York City. Egal, wo du herkommst, lass uns zusammen die geilsten Dinge drehen.

#### **«Schritte ins Niemandsland, mit leichtem Fuss durch die Nebelwand.»**

#### **Zurück zur Musik. Der all time-Udo-Schlüsselsong?**

Gibt's einige: «Und wenn die Welt zu düster ist, dann machen wir sie eben hell» oder, aus «Gustav»: «Hotel Imperial».

#### **«Flipper» ist eine Hymne auf den freien Streuner. Dein Beziehungsstatus heute?**

Geheim. «Wie kann denn so etwas Schönes nur einer/-m gefallen, die Sonne, die Sterne, gehör'n doch auch allen» (Marlene Dietrich).

#### **Malen versus Musik?**

Da gibt's kein «versus». Der Musiker malt, der Maler singt. Beides unabhängige Ausdrucksformen, die bei mir nebeneinander laufen, sich aber auch gegenseitig anpushen.

#### **Vorsätze 2019?**

*Let's make the world a better place.*

#### **Gibt es noch einen grossen Traum?**

So einige. Der Abenteurer bleibt stets auf Entdeckungstour nach neuen Kicks und Herausforderungen. Wo gehts n hier nach Eldorado? Schritte ins Niemandsland, mit leichtem Fuss durch die Nebelwand. Wo vor dir noch keiner war und was vor dir noch keiner sah ... Der Abenteurer-Streuner, Ent-

decker, wie die grossen Captains, Vasco da Gama, James Cook, Kolumbus und Neil Armstrong auf'm Raketenritt. So zu leben, das kickt mich am meisten ...

#### **Was kommt dieses Jahr? Film, Konzerte?**

Ja, Kinofilm habt ihr mitbekommen, ne? Live wieder an den Start kommen mit neuer Show. Darüber hinaus bin ich ja weiter ein junges Talent, das hat noch viel vor. Ich bleibe Abenteurer. Weiter so *sponti*, begeben mich hippiemässig in Wagnisse rein, und dann gucke ich mal.

#### **Wann kommt Udo endlich wieder in die Schweiz?**

Das kann schnell gehen. Gibt's viel zu entdecken und zu checken in *sweet* Switzerland. Blitzt und blinkt auf'm Radar. Is ja auch die Wahlheimat von Hermann Hesse, meinem Bruder im Geiste, und die Homepage von so starken Bands wie Krokus, ne? Hab den Navigator mal eingestellt.

#### **Vielleicht mal ein jam mit Krokus?**

Lasst euch überraschen

#### **Botschaft an die «Hellvetier»?**

*Keep on rockin' in a free world and see you soon.*

Udo erhebt sich und führt mich mit seinem unnachahmlichen Gazellenschritt ins anliegende Archiv. Es stapeln sich Originalbilder und Bücher von Hermann Hesse. Aber auch viele seiner eigenen Bilder. Er schenkt mir zwei, eines für mich und eines für meine Tochter. Mit eleganter Hand schreibt er die Widmungen und trällert eine Melodie. Gegen zwei Uhr morgens genehmigen wir uns noch ein Eierlikörchen und tauschen Freundschaftsringe. Magie liegt in der Luft. Ich durfte ja im Leben ein paar meiner Helden treffen. Oft wurde ich enttäuscht, weil bei vielen das Werk und der Mensch (was es zu unterscheiden gilt) arg auseinanderdrifteten. Einige sind nur noch Sender und haben das Empfangen, das Zuhören, verlernt. Bei Udo ist das anders: Er ist und lebt, was er singt: ein witziger, aufmerksamer und herzlicher Rock-'n'-Roll-Komplize, auf den man sich verlassen kann, einfach beste Werbung für Menschlichkeit. Und das ist in diesen konfusen, unberechenbaren Zeiten genau das, was wir brauchen.

«Dear Rohrman, wir sehen uns bald wieder», haucht er mir zum Abschied zu. – «Darauf kannst du wetten, liebe Nachtigall – *I'll be back!*»



#### **Tipps:**

Buch: «Udo». Tacheles! 352 S., Fr. 35.90  
Musik: «MTV Unplugged 2 – Live vom Atlantik».





## «Cirque du Soleil»-Atmosphäre im KKL-Konzertsaal

# A Circus Symphony

In der Konzertshow «A Circus Symphony» verschmelzen klassische Musik und atemberaubende Artistik. Preisgekrönte Artisten des Cirque du Soleil oder des Monte-Carlo Internatinal Circus Festival performen zur Livemusik der Philharmonie Baden-Baden.

Am Samstag, den 9. Februar, um 19.30 Uhr und am Sonntag, den 10. Februar 2019 um 17.00 Uhr weht ein Hauch von Cirque du Soleil durch den KKL-Konzertsaal. Die Philharmonie Baden-Baden begleitet mit Musik von Tschaikowsky; Bizet, Smetana und anderen romantischen Komponisten Artisten aus aller Welt bei ihren Show-nummern auf der Bühne und in der Luft.

«A Circus Symphony» ist die Verschmelzung von klassischer Musik und atemberaubender Artistik. Internationale preisgekrönte Spitzenartisten führen ihre eigens dafür choreografierte Darbietung mit symphonischen Werken zusammen und schaffen damit ein Erlebnis, das über das Hören und Sehen hinausgeht.

Das Orchester wird zur klingenden Kulisse, und variierende Lichtstimmungen verstärken die sinnlich-romantischen, witzig-komödiantischen, kraftvoll-heroischen und rasant-spektakulären Momente.



### Platin-Club-Spezialangebot

«A Circus Symphony, KKL Luzern, Konzertsaal»

**Datum:**

Samstag, 09. Februar 2019, 19.30 Uhr  
Sonntag, 10. Februar 2019, 17.00 Uhr

**Preise:**

Kat. I: Fr. 119.– (statt Fr. 148.–)  
Kat. II: Fr. 111.– (statt Fr. 138.–)  
Kat. III: Fr. 103.– (statt Fr. 128.–)  
Kat. IV: Fr. 92.– (statt Fr. 114.–)

**Buchung:**

Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» unter Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder mit dem Promotionscode «Platin-Club» auf [www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch).

**Bedingungen:**

Gültiges Abonnement der Weltwoche. Das Angebot ist nicht kumulierbar. Exklusive allfällige Gebühren.

**Veranstalter:**

Obrasso Classic Events GmbH  
[www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



Normen der politischen Korrektheit: Universitätsbetrieb in Deutschland.

## Essay der Woche

# Feinde des riskanten Denkens

Von Hans Ulrich Gumbrecht — Die Ur-Idee der Universitäten ist im Sterben begriffen. Die überfüllten Forschungs- und Bildungsinstitutionen sind zu Agenturen der Verhaltensregulierung geworden. Wie konnte es dazu kommen?

Die Universität Salamanca feierte 2018 ihr 800-Jahr-Jubiläum. Dass sie noch einmal so lange überleben wird, ist nach heutigem Stand kaum wahrscheinlich. Schon heute sind die Universitäten längst nicht mehr das, was sie sein sollten.

Im Ursprungssinn meint der mittelalterliche Begriff *universitas litterarum* einen Rahmen, der sämtliche Disziplinen der Konzentration und der Vermittlung von Wissen umfasst. Gegen diesen Traditionsanspruch und die ihn so warm umleuchtende Aura gibt es kaum etwas einzuwenden. Wer allerdings weiss, dass die moderne Universität, so wie wir sie heute alltags-sprachlich (und auch normativ) auffassen, ein Produkt des frühen 19. Jahrhunderts ist, der sollte statt zur Selbstfeier eher zur Beschreibung und Analyse einer Krise aufgelegt sein, von der einerseits zwar beständig, aber ohne grossen Ernst die Rede ist – und die andererseits gerade deshalb vielleicht schon an einem irreversiblen Weg zu ihrem Ende angekommen sein könnte.

Die beiden grundlegenden Prämissen zur programmatischen Erneuerung der Universi-

täten in Europa nach 1800 waren von der Aufklärung und vor allem vom deutschen Idealismus formuliert worden. Nicht mehr um Wissensbestände sollte es ihnen gehen, deren Wahrheitsanspruch durch Autoritäten und ihre Anciennität abgedeckt war (vor allem durch die Kirche natürlich), sondern um Einsichten und Erfahrungen, die der Prüfung durch die menschliche Vernunft standhielten.

### Motor ungeahnter Fortschritte

Niemand hat aus diesen Vorgaben prägnantere und wirkungsmächtigere Schlüsse für die Form der modernen Universität gezogen als Wilhelm von Humboldt in seiner «Denkschrift über die äussere und innere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin», die er 1808/09 als Leiter der «Sektion des Kultus und des Unterrichts» für den preussischen Staat verfasste. Humboldts Vision war entscheidend inspiriert von dem sich damals herausbildenden historischen Weltbild und von einem neuen Verständnis der psychischen Dynamik im Verhältnis zwischen den Generationen. Erstens sollte sich die Universität ausschliesslich auf

Innovationen, das heisst auf die Herbeiführung von bislang noch unbekanntem Wissen, konzentrieren – und dessen Weitergabe ganz und gar dem Gymnasium überlassen. Als Quelle und Urzelle dieser beständigen Erneuerung identifizierte Humboldt zweitens die Begegnung zwischen der intellektuell «geübten Kraft» der Professoren und der «schwächeren, aber nach allen Richtungen muthig hinstrebenden» Energie ihrer Studenten – «die ersteren sind nicht fuer die letzteren, Beide sind fuer die Wissenschaft da». Schliesslich erkannte er, dass der Staat seinen Innovationsbedarf nur abdecken konnte, wenn die Geldflüsse an die Universitäten nicht mit Erwartungen verbunden waren, welche diesen Prämissen zuwiderliefen. An die Stelle solcher Erwartungserfüllung musste das Risiko der Investition und von Denkwegen ohne vorhersehbare Endpunkte treten.

Die institutionelle Ausarbeitung solcher Grundsätze führte zu einer sozialen Rolle der Universität, die Humboldt selbst zwar nicht so vorgesehen hatte, die jedoch weltweit als der Hauptgrund für die wachsende wirtschaftliche,

militärische und politische Stärke Preussens und ab 1871 des Zweiten Deutschen Kaiserreichs interpretiert wurde. Die naturwissenschaftliche Universitätsforschung wurde zum Motor ungeahnter technischer Fortschritte und Erfindungen. Nicht zuletzt durch die Vergabe der Nobelpreise seit 1901 übernahmen Forscher in der Biologie, Chemie und vor allem der Physik den Status einer Verkörperung des menschlichen Genies (Albert Einsteins Gesicht war nur der berühmteste Fall dieser Tendenz).

#### «Akademisch überqualifiziert»

In Abweichung von Humboldts Idee übernahm die Universität schrittweise auch die Ausbildung zu Berufen mit besonderem Prestige, vermittelte dabei aber die Überzeugung, dass dauerhafter Berufserfolg von fortgesetztem Kontakt mit der Wissensinnovation abhängig war. Als Konsequenz all dieser Strukturen und Wirkungen wurde die Universität auch die institutionelle Leiter eines steilen Aufstiegs hin zu sozialem Elitestatus.

Im 21. Jahrhundert scheint sich jene gefeierte Universität der Zeit nach 1900 auf vielfachen Ebenen und mit erstaunlicher Symmetrie in ihr Gegenteil verkehrt zu haben. Während das Studium an den überbelegten Universitäten heute längst nicht mehr als Prestigefaktor gilt, wirkt es als Stigma, keine akademische Ausbildung durchlaufen zu haben. Seit Jahrzehnten schon ist die Erwartung geschwunden, dass Universitätsstudien gutbezahlte Einstellungen garantieren (im Gegenteil: «Akademisch überqualifizierte» Bewerber sind vielen Personalchefs ein rotes Tuch). Niemand ausser ihren eigenen Fachkollegen merkt sich heute die Namen der jährlich erkorenen wissenschaftlichen Nobelpreisträger für mehr als eine Woche. Wissensinnovation schliesslich ist heute in staatlichen oder durch Unternehmen geförderten Forschungsinstituten geradezu hermetisch vom akademischen Unterricht isoliert.

Hinsichtlich der von ihr gegenwärtig erfüllten Aufgaben und Wirkungen lässt sich also das Fazit kaum vermeiden, dass die moderne Universität, so wie sie nach 1800 konzipiert worden war und ein Jahrhundert später ihr grösstes Ansehen erreicht hatte, heute gestorben ist. Spuren einer Kontinuität bestehen allein aufgrund gewisser struktureller Versatzstücke, die noch übriggeblieben, aber in vielen Fällen funktionslos geworden sind.

Der Frage, ob eine Umkehr vorstellbar – oder auch nur wünschenswert – ist, muss eine Analyse der wichtigsten Gründe für diesen Niedergang vorausgehen. Im Vordergrund stehen gewiss die Bevölkerungsentwicklung und die Fächerpräferenz vieler Studenten, die zu einer

in manchen Bereichen grotesken Asymmetrie zwischen Universitätsabgängern und Arbeitsmarkt geführt haben. Durch die Möglichkeit elektronischer Wissensvermittlung ist die reale Begegnung von Professoren und Studenten als Zentrum von Humboldts Konzept in einen Prozess der Auflösung getreten. Intensiviert werden alle diese Dekadenzentwicklungen inzwischen vor allem durch die Transformation

#### Sie sahen sich lebenslang verpflichtet, nach immer neuen politischen Funktionen zu suchen.

der Universität zum institutionellen Ort der politischen Korrektheit, das heisst durch ihre Einpassung in ein Netzwerk von Normen der Interaktion und Begegnung, die Risiko und Unvorhersehbarkeit als Bedingungen intellektueller Innovation aufheben. Sie vor allem haben die Universität der Gegenwart gelähmt.

Doch wie ist es zu dieser kontraproduktiven Tendenz gekommen, warum sind die Universitäten zu Agenturen der Verhaltensregulierung geworden, zu denen sie keine notwendige, ja nicht einmal eine plausible Affinität haben? Es lohnt sich, diese Frage über einen scheinbaren Umweg zu verfolgen, weil sie entscheidende Einsichten in die Überlebenschancen der Universität erschliesst. Der Fluchtpunkt all jener Verschreibungen, die wir «politisch korrekt» nennen, ist ein radikales Gleichheitsgebot, das in der sich seit Jahrzehnten global ausdehnenden sozialen Mittelklasse jede durch potenzielle Ungleichheitserfahrung ausgelöste Frustration aus dem Alltag zu eliminieren versucht.

Nun wissen wir – in Andeutungen schon seit Sigmund Freud und mit theoretischer Genauigkeit seit den Büchern des französisch-amerikanischen Philosophen René Girard –, dass die Durchsetzung von Gleichheitsgeboten nicht Frieden und Stabilität hervorbringt, sondern vor allem Verunsicherung, Eifersucht und einen letztlich nicht zu stillenden Hunger nach immer neuer Gleichheitsbestätigung. Wie anders soll man die sich heute beständig vermehrenden und intensivierenden Identitätsansprüche der nationalen und ethnischen Herkunft, der Geschlechtsunterschiede oder der sexuellen Präferenzen erklären denn als immer stärkere Ansprüche auf Gleichheitsversicherung? In der Vergangenheit haben sich solche Dynamiken immer wieder mittels Explosionen der Gewalt entladen, wie etwa die Rivalität zwischen den europäischen Nationen im Ersten Weltkrieg oder die Konkurrenz unter den verschiedenen christlichen Konfessionen in den Religionskriegen der frühen Neuzeit. Man

könnte also sagen, dass politische Korrektheit ein auf Unendlichkeit der Gleichheitsbestätigung ausgerichtetes Netzwerk ist, das unter Bedingungen der Gleichheitsideologie deren Übersprung in Gewalt verhindert. So gesehen, erfüllt sie tatsächlich eine konkrete und durchaus wichtige Funktion.

#### Wissensvermittlung bleibt möglich

Doch warum hat sie sich ausgerechnet in der Universität ausgebreitet und institutionalisiert, in einem Rahmen, dessen spezielle und ganz andere Funktion, die Funktion der Wissensinnovation, sie aushöhlt? Hier haben wohl die Geisteswissenschaften die Rolle eines trojanischen Pferdes gespielt. In ihren Fächern machten sich vor der Jahrtausendwende und nach dem Abebben intensiver Theorieschlachten die «Identitätsstudien» breit als eine Bemühung um die akademische Entfaltung und pädagogische Vermittlung von kollektiven Selbstbildern, die schon vorher ausserhalb der Universitäten entstanden waren. Die Initiative zu diesem Import ging in den westlichen Ländern auf eine Generation von damals dominierenden Hochschullehrern zurück, zu deren zentralen Bildungserlebnissen die politischen Provokationen der späten sechziger Jahre gehört hatten und die sich deshalb lebenslang verpflichtet sahen, nach immer neuen politischen Funktionen zu suchen, so weit die auch von den Inhalten ihrer Fächer entfernt sein mochten.

Mittlerweile haben sich die Normen der politischen Korrektheit innerhalb der Universität weit über die Grenzen der Geisteswissenschaften ausgedehnt und etabliert – mit dem bereits erwähnten Effekt eines Unterlaufens der intellektuellen Lebhaftigkeit und der Wissensinnovation. In den Vereinigten Staaten verpflichtete die Bundesregierung in den Obama-Jahren unter dem Namen «Title IX» die akademische Welt zur Durchsetzung von Geschlechtergleichheit. Sollte unsere Hypothese zutreffen, dass die politische Korrektheit in dieser Weise – trotz all ihren unangenehmen intellektuellen Nebenwirkungen – eine essenzielle soziale Funktion abdeckt, dann lässt sich eine Veränderung dieser Lage vorerst kaum absehen, weil die Gesellschaft auf diese Wirkung angewiesen ist, auch wenn sie an einem inadäquaten Ort geleistet wird. Und Wissensvermittlung wird ja auch unter diesen Vorzeichen immerhin möglich bleiben. Die humboldtsche Grundidee einer Konvergenz von Wissensinnovation und Lehre jedoch ist durch die Stilllegung des riskanten Denkens im Klima der politischen Korrektheit an ihr Ende gekommen.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Albert-Guérard-Professor in Literature (Emeritus) an der Stanford University (USA).



Bildungsreformer Humboldt.



Brief aus dem Silicon Valley

## In der selbstfliegenden Raumkapsel

Von Simon Zwahlen — Alle Welt spricht über das autonome Fahren. Doch damit hat die Revolution in der Mobilität gerade erst begonnen. Bereits nehmen die Hightech-Pioniere die Lüfte und das Weltall ins Visier – die Entwicklung schreitet in atemberaubender Geschwindigkeit voran.

Von A nach B zu kommen, kann nervenaufreibend sein, insbesondere im Silicon Valley. Für die rund fünfzig Kilometer, die meinen Wohnort San Francisco von meinem Büro in Palo Alto trennen, benötige ich auf dem Highway 101, einer fünfspurigen Autobahn, gut und gerne eineinhalb Stunden. Das einzige Rezept gegen den Stau ist extrem frühes Aufstehen, was für meine beruflichen Kontakte in die Schweiz aufgrund der Zeitverschiebung sowieso häufig erforderlich ist. Flüssig kommt man vor sechs Uhr Ortszeit durch – in Zürich ist es dann bereits fünfzehn Uhr.

Der öffentliche Verkehr in Kalifornien ist ziemlich unterentwickelt. Google und Facebook bewerkstelligen daher den Transport ihrer Mitarbeiter mit einer gigantischen Flotte von eigenen Bussen. Die ersten fahren um fünf Uhr morgens von San Francisco in Richtung Silicon Valley. Zwar gibt es parallel zum Highway 101 auch eine Bahnlinie, den sogenannten Caltrain, der dem beruflichen Pendler aber einiges abverlangt. Ein Sitzplatz ist alles andere als garantiert, geschweige denn Tische oder Steckdosen für die Arbeit am Notebook. Das Rollmaterial ist in die Jahre gekommen, die Lokomotiven werden mit Diesel betrieben, und für die Anschlüsse vom Bahnhof muss man dann doch wieder einen Uber-Wagen nehmen.

Immerhin, beim Bahnverkehr tut sich etwas. Derzeit wird die Caltrain-Linie umfassend elektrifiziert. In zwei Jahren werden die von den S-Bahnen der SBB her bekannten Doppeldeckerzüge von Stadler Rail durch das Silicon Valley rollen. Bei dieser Modernisierung des Rollmaterials flammte etwas vom Pioniergeist der Hightech-Metropole in Sachen Human-centered Design auf: Fragen wie die der Aussenfarbe und des Innenausbau wurden in grossangelegten Online-Befragungen des Publikums

entschieden. Dabei wurde unter anderem das Bedürfnis sichtbar, ein ganzes Stockwerk pro Zugkomposition für Velos zu reservieren.

Das zweite grosse Vorhaben für die Bahninfrastruktur ist die California High-Speed Rail, eine Hochgeschwindigkeitszug-Strecke, die die 1100 Kilometer von San Francisco nach Los Angeles abdecken soll. Das Projekt begann im Jahr 2000. Acht Jahre später wurde es in einer Volksabstimmung angenommen. Vor drei Jahren war Baubeginn, und 2033 soll der Ausbau abgeschlossen sein. Für die Zeitrechnung des Internetzeitalters ist das eine Ewigkeit.



Die Swisscom verfolgt weltweit das Geschehen in der digitalen Welt. Ihr Netzwerk reicht von Shanghai bis ins Silicon Valley. Einer ihrer führenden Spezialisten ist Simon Zwahlen. Aus erster Hand berichtet er monatlich für die *Weltwoche* über die neuesten Trends und faszinierendsten Entwicklungen.

Angesichts solcher jahrzehntelanger Entwicklungszyklen ist es kein Wunder, dass die führenden Denker und Unternehmer der Hightech-Metropole fieberhaft nach schnelleren Lösungen suchen. Warum ist die Mobilität eines ihrer Hauptthemen? Man muss fast hier leben und den chronischen Verkehrsinfarkt jeden Tag hautnah miterleben, um das zu verstehen. Innovation entsteht vor allem dort, wo es ein Problem zu lösen gibt.

Während noch alle Welt mit dem selbstfahrenden Auto beschäftigt ist, ist dieses für die innovativen Köpfe im Valley schon alter Käse. Die Technologie wird bereits eingesetzt. Auch in der Schweiz: 2016 experimentierte Postauto in Sion mit einem fahrerlosen Bus. Ein Jahr später nahmen in Marly FR die Freiburgischen Verkehrsbetriebe den ersten vollautomatischen Linienbus der Schweiz in Betrieb. Letztes Jahr starteten die SBB in der Stadt Zug ein Pilotprojekt mit selbstfahrenden Shuttles.

Während das autonome Fahren vor allem einen Zugewinn an Zeit und Lebensqualität verspricht, löst es aber das Problem der kollabierenden Infrastruktur nicht – im Gegenteil, es dürfte das Verkehrsaufkommen eher erhöhen. Der Verkehrsfluss wird zwar optimiert, aber die Individualität im Verkehr weiter gefördert. Im Silicon Valley ist man somit bereits mit den nächsten grossen Innovationen beschäftigt.

### Die ETH im Hyperloop

Relativ bekannt ist das Projekt «Virgin Hyperloop One», eine Koproduktion des Hightech-Unternehmers Elon Musk (u.a. Tesla, SpaceX) und des Luftfahrtunternehmers Richard Branson. Ihr Ziel besteht darin, in Röhren unter Vakuumbedingungen und praktisch ohne Reibung sehr hohe Geschwindigkeiten zu erreichen. Städte können sich mit konkreten Projekten darum bewerben, zu den ersten Anwendern zu gehören. Die ETH Zürich hat die Denkarbeit für die Schweiz übernommen und beteiligt sich unter dem Namen «Swissloop» an den Wettbewerben. Parallel dazu will Elon Musk mit seiner Boring Company ein Tunnelsystem in L.A. bauen, das die Kapazität hat, sämtliche Einwohner der USA ohne Stau von A nach B zu bringen. Chicago



hat einen ersten Auftrag in Form einer Konzeptstudie vergeben.

Schon relativ nahe an der Anwendung ist allerdings eine andere Technologie, die das Zeug dazu hat, unser Leben radikal zu verändern: die selbstfliegende Transportdrohne. Der Mobilitätskonzern Uber entwickelt mit seinem Projekt «Uber Elevate» ein System, mit Hilfe dessen der Fluggast sich von einer Drohne mit 150 bis 200 Meilen pro Stunde (240–320 Stundenkilometer) durch die Lüfte tragen lässt. Der Transport ist möglich zwischen den von dem Unternehmen betriebenen Skyports. Tests sind bereits nächstes Jahr in Texas geplant. Die kommerzielle Einführung soll 2023 in Los Angeles und Dallas erfolgen. Bereits 2021 will Uber die Essenslieferung via «Uber Eats» komplett von Drohnen bewerkstelligen lassen.

Einen leicht anderen Ansatz verfolgt das Luftfahrtunternehmen Airbus in Zusammenarbeit mit Audi. Hier kauft der Kunde seine

persönliche mobile Kapsel, die er wahlweise auf einem fahrbaren Untersatz als Auto nutzt oder aber von Drohnen helikopterartig von A nach B fliegen lässt. Ein weiteres vielversprechendes Joint Venture besteht zwischen dem Chiphersteller Intel, der in der Softwareentwicklung für Drohnen führend ist, und dem Start-up Volocopter aus Deutschland. Das Ziel ist die Entwicklung einer Drohne mit Passagierkapsel.

### Kalifornien–Zürich in 32 Minuten

Mit der Übertragung des individuellen Personenverkehrs in die Luft ist die Mobilitätsrevolution aber noch lange nicht abgeschlossen. Die Ambitionen reichen bis ins Weltall. Bekanntlich ist Elon Musks Unternehmen SpaceX mittlerweile ein führender (und profitabler) Raketenentwickler, bei dem sogar die Nasa Dienstleistungen bezieht. Musks Ingenieuren ist es gelungen, eine Rakete zu entwickeln, die zur Erde zurückkehren und dort landen kann. Damit wurde ein Grundproblem der Raumfahrt gelöst, da bis anhin jede Rakete nur einmal abgeschossen werden konnte und grösstenteils als Technikschratt im All landete. Mittelfristig soll die Technologie auch für «Erde–Erde»-Transporte nutzbar gemacht werden. Die Reisezeit Zürich–San Francisco betrüge mit der Musk-Rakete 32 Minuten. Damit wäre die Strecke von San Francisco nach Zürich schneller zu bewältigen als mein heutiger Arbeitsweg nach Palo Alto.

Ebenfalls ein grossangelegtes Weltraumprojekt verfolgt Amazon-Chef Jeff Bezos. Sein Vorhaben «Blue Origin» will die Ressourcen der Erde schonen, indem Rohstoffe aus dem Weltall nutzbar gemacht werden und industrielle Tätigkeiten von der Erde ins All ausgelagert werden. In dieser Gesamtvision stimmt Bezos mit Musk überein, der die Erde durch eine solche Verlagerung auf den Mars entlasten will. Eine erste bemannte Marsmission plant er im Jahr 2024. Es gibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass wir die Anfänge einer Kolonialisierung des Mondes oder des Mars noch erleben, bevor der erste Hochgeschwindigkeitszug von San Francisco nach Los Angeles donnert.

## Fünf Fragen



**Simon Zwahlen**  
Vizepräsident  
Business Development  
& Innovation bei der  
Swisscom in Palo Alto,  
Kalifornien.

### Welches sind die Gründe für den rasanten Entwicklungsschub beim Personen-transport mit Drohnen?

Die grossen Fortschritte bei der Artificial Intelligence (AI) und der Rechenleistung: AI sorgt dafür, dass die Drohne sich selbst steuert. Dafür sind gewaltige Kapazitäten an Datenverarbeitung und Rechenleistung erforderlich.

### Was braucht es an Infrastruktur?

Drohnen sind wie fliegende Smartphones. Via Mobilfunknetz beziehen sie beispielsweise Informationen über erlaubte Routen. Im Rahmen eines Pilotprojekts arbeitet die Swisscom mit dem Start-up Involi zusammen. Dessen Sensoren montieren wir auf unseren Broadcast-Masten, um ein Luftlagebild des bemannten Flugverkehrs für die Drohnen zu erfassen. Das löst das Problem, dass Drohnen je nach Situation «blind» sind.

### Warum interessiert sich die Swisscom für Mobilität?

Wir wollen dazu beitragen, dass die Infrastruktur in der Schweiz die rasche Anwendung neuer Technologien ermöglicht. Das autonome Fahren ist zudem aus dem Blickwinkel des Entertainments interessant. Es ist mit einem grossen Zeitgewinn verbunden, dank dem neue Unterhaltungsangebote entstehen.

### Wo sehen Sie in der Schweiz das grösste Potenzial im Bereich Mobilität?

Derzeit evaluieren wir verschiedene Einsatzmöglichkeiten für Smart Mobility und Smart Environment. Beispielsweise können wir anhand von Mobilfunkdaten Verkehrsbewegungen sichtbar machen und sie der Verkehrs- und Infrastrukturplanung zur Verfügung stellen – selbstverständlich anonymisiert. Beim ÖV sehe ich vor allem Potenzial in einer besseren Abstimmung der verschiedenen Angebote und bei der «letzten Meile» vom Bahnhof oder Busbahnhof nach Hause. Im Bereich Gütertransport ist der Drohneneinsatz sicher sehr vielversprechend.

### Welches sind die grössten Hindernisse für die von Ihnen beschriebene Revolution?

Es stellen sich viele regulatorische Fragen. *Florian Schwab*

### Glossar

— **Artificial Intelligence (AI):** Künstliche Intelligenz steht für lernfähige Maschinen, die auf ihre Umgebung reagieren.

— **Drohne:** Luftfahrzeug, das entweder von einem Menschen fern- oder von einem integrierten oder ausgelagerten Computer gesteuert wird.

— **Human-centered Design:** Philosophie der Produktentwicklung. Im Vordergrund steht die Einbeziehung der menschlichen Perspektive in alle Problemlösungsschritte.

— **Launch Pad:** Start- und Landeplattform für bemannte Drohnen wie zum Beispiel die von Uber entwickelten Skyports.

— **Smart City:** Vision der Stadtentwicklung, deren Ziel darin besteht, mit Kommunikationstechnologie die Infrastruktur benutzerfreundlicher und effizienter zu machen.

— **Smart Environment:** Verweben der physischen und der digitalen Welt mit Sensoren, Displays und Computern.

## Das Tempo der Bundesübersetzer

Von Christoph Mörgeli

Der liebe Gott hat die Welt in gerade mal sechs Tagen erschaffen. Wir Schweizer aber warteten fast zwei Monate auf eine deutsche Übersetzung des institutionellen Abkommens mit der EU. Seit dem 23. November 2018 lag der Vertrag in letztgültiger Version vor. Eine deutsche Übersetzung wurde auf den 16. Januar versprochen. Rascher ging es bei 37 366 Bundesangestellten mit einem Durchschnittslohn von 122 000 Franken beim besten Willen nicht. Unser Land rühmt sich seiner Mehrsprachigkeit. Die Steuerzahler bringen grosse Opfer, damit Bundesbern für drei Schweizer Sprachgruppen verständlich bleibt. Und so lesen wir solche hehren Sätze: «Die Bundesverwaltung steht im Dienst einer mehrsprachigen Bevölkerung und stellt ihre Publikationen und die amtlichen Texte daher auf Deutsch, Französisch und Italienisch bereit. Einzelne amtliche Texte werden auch auf Rätoromanisch und auf Englisch publiziert.»

Bei der EU müssen «wichtige Dokumente» in 24 Amtssprachen übersetzt werden. Hierzulande haben die Übersetzungen den Zweck, die Verbreitung und Verständlichkeit der Texte innerhalb wie ausserhalb der Bundesverwaltung sicherzustellen: «Die Übersetzung verbindet dadurch die verschiedenen Sprachen und Kulturen der Schweiz und trägt so zum nationalen Zusammenhang bei.» Tatsächlich werden sonst mehrhundertseitige bundesrätliche Botschaften im Hui in die Landessprachen übersetzt. Doch das seit 1848 entscheidendste Abkommen von 34 Seiten ist noch nach sieben Wochen ausschliesslich in Diplomatenfranzösisch vorhanden.

Möglicherweise steckt Absicht hinter dem langen Zögern mit der deutschen Version. Schon in den einleitenden Girlandensätzen wird klar, wohin die Reise geht: Die EU und die Schweiz vereinbaren nämlich «Massnahmen, die zur Verringerung der wirtschaftlichen und sozialen Ungleichheiten zwischen ihren Regionen beitragen». Von Staaten ist in der EU schon gar nicht mehr die Rede. Dafür von Verringerung der regionalen «Ungleichheiten». In der Schweiz beträgt das Pro-Kopf-Vermögen laut einer CS-Studie 588 000 US-Dollar, in Deutschland sind es 204 000, in Bulgaren noch 17 000 und in Rumänien 16 000 Dollar. Die reiche Schweiz soll künftig zahlen, bis sie auf dem EU-Durchschnitt nivelliert ist. Kein Wunder, dass es der Schweizer Diplomatie stinkt, dies in der ganzen Schweiz bekanntzumachen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Retten die SBB die Zürcher Goldküste vor mehr Fluglärm?

Von Peter Bodenmann — Wenn es so weitergeht, starten und landen in Kloten bald einmal fünfzig Millionen Passagiere.



Die Rettung vom Fluglärm-Terror kommt – wenn überhaupt – vielleicht von den SBB.

Erinnern wir uns: Christoph Blocher und Co. bekämpften die Gründung der Swiss. Zürich sei zu klein für einen Hub. Es gebe zu wenig Passagiere, die von Kloten aus in die weite Welt und zurück fliegen wollten. Deshalb sei es sinnvoller, den Flieger nach Frank(e)furt zu nehmen. Über den Stammtischen eroberte diese Sichtweise zeitweise die Lufthoheit.

Es kam – wie meistens, wenn sich die Vordenker der SVP auf die Äste hinauswagen – anders. Die Lufthansa machte mit dem Kauf der Swiss ein Superschnäppchen, weil unsere Patrioten diese vorbeugend schlechtgeredet hatten. Und der Flughafen Kloten platzt aus allen Nähten. Bald einmal werden hier pro Jahr fünfzig Millionen Passagiere die Tag- und Nachtruhe der Anwohner stören. Das passt vorab den feinen Damen und Herren von der Goldküste nicht. Obwohl sie selbst durchschnittlich weit mehr fliegen als die restlichen Schweizerinnen und Schweizer, auf die sie auch so von oben herabschauen. Aus der Villa und aus dem Flieger.

Die Beschaffung neuer Züge macht nichts als Probleme. Auch den SBB. Besonders, wenn man Modelle bestellt, die es so noch gar nicht gibt. Bombardier-Doppelstockzüge haben Verspätung und zu viele Kinderkrankheiten.

Im Gegensatz zu den Bummelzügen scheint sich auf der Strasse und in der Luft

alles rasend schnell zu verändern. Der Konkurrenzkampf der Risikokapitalisten ist in vollem Gang.

Kleine Elektro-Lufttaxis, die senkrecht starten und landen, sollen uns schon bald schnell und mit wenig Lärm von einem Punkt zum andern sausen lassen. Und dies erst noch billiger als Autos.

Wer sich wann durchsetzt, weiss niemand. Aber in Sachen Lufthoheit scheint das deutsche Start-up-Unternehmen Lilium ein möglicher Sieger zu sein. Neu auch mit Hilfe der SBB als Partner.

Antizipieren wir: Lange Zeit war nicht sicher, welcher Flughafen sich in Italien als Hub durchsetzt. Malpensa hatte die weit besseren Voraussetzungen, Rom den Regierungssitz. Rom gewann, und Malpensa ist ein Flughafen mit ungenutztem Potenzial.

Die Zukunft 2030: Vom Dach des Berner Hauptbahnhofes heben die SBB-Liliums ab und landen 35 Minuten später auf den Dächern des Flughafens Malpensa. Einem Flughafen, der inzwischen zur Hälfte der SBB-Immobilien-Abteilung gehört. Die Reichen und Superreichen am *Züriberg* können wieder ruhig schlafen, weil der Hub endlich weg ist. Service public *pour les riches*.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Fluch des Marktanteils

Von Kurt W. Zimmermann — Es wird immer weniger TV geschaut. Für das Schweizer Fernsehen ist das von Vorteil.

Das Schweizer Fernsehen war vollkommen hingerissen. Es war hingerissen von sich selbst.

Im vergangenen Jahr, so teilten der Nationalsender und sein Direktor Ruedi Matter euphorisch mit, stieg der Marktanteil auf 32,7 Prozent. Das war «so hoch wie nie», es war ein «Rekordjahr», und beim Publikum war «das Interesse ungebrochen».

Die Kollegen von der schreibenden Presse waren ebenfalls begeistert. «Allen Grund zur Freude», attestierte die *Basler Zeitung*. «SRF punktet», wusste der *Blick*.

Zuerst ein technischer Einschub. Ein Marktanteil von 32,7 Prozent bedeutet, dass 32,7 Prozent aller eingeschalteten Fernsehapparate zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Sendung von SRF empfangen. Die anderen 67,3 Prozent empfangen andere Sender wie RTL oder ARD oder Sat 1. Die nicht eingeschalteten Fernsehapparate zählen in der Statistik nicht.

In Wahrheit ist darum die Freude der SRG über ihr «Rekordjahr» eher zwiespältig. Denn der Marktanteil ist ein trügerischer Wert. Er sagt nur, wie sich ein Unternehmen in einem bestimmten Markt bewegt. Ob dieser Markt ein Erfolg oder eine Katastrophe ist, sagt der Marktanteil nicht.

Um ein einfaches Beispiel zu machen: Olympia, der Hersteller von mechanischen Schreibmaschinen, hat heute einen Marktanteil von fast 100 Prozent. Allerdings ist der Markt für mechanische Schreibmaschinen von einst zehn Millionen im Jahr auf 6000 Stück im Jahr zusammengebrochen. Olympia kann nun sagen, man habe beim Marktanteil ein «Rekordjahr» hinter sich.

Beim Fernsehen ist es ähnlich. Es ist ein ebenso aussterbender Markt wie einstmal die mechanischen Schreibmaschinen. Nur zwei Drittel der Bevölkerung nutzen noch regelmässig TV. Aber auch bei ihnen nimmt die Nutzungsdauer jährlich um sieben Minuten pro Tag ab.

Die SRG hat primär ein Nachwuchsproblem. Die unter Dreissigjährigen schauen heute pro Tag nur noch 46 Minuten in die Röhre. Bei Rentnern ist es mindestens dreimal so viel. Ohne Rentner wäre die SRG tot. Denn Rentner nutzen Netflix und Youtube kaum.

Die generelle Abkehr vom TV-Konsum führt logischerweise zu einem Zuschauerschwund. Sendungen wie «10 vor 10», «Kassensturz», «Schweiz aktuell», «Sportpanorama» und «Tagesschau» haben in den letzten drei Jahren



Minus 13 000 Zuschauer pro Jahr: «Tagesschau»-Moderatorin Cornelia Boesch.

bis zu 40 000 Zuschauer verloren. Aber man kann dieses Minus, Marktanteil sei Dank, dennoch als «Rekord» verkaufen.

Am besten ist dieser Selbstbetrug am Beispiel der «Tagesschau» zu illustrieren. Seit 2016 verlor die Sendung im Schnitt 13 000 Zuschauer pro Jahr. Ihr Marktanteil hingegen stieg in derselben Zeitspanne von 48,2 auf 48,5 Prozent.

Man muss kein Einstein sein, um den Zusammenhang zu verstehen. Wer in einem schrumpfenden Markt weniger schrumpft als die Konkurrenz, der gewinnt Marktanteile. Um 19.30 Uhr schalten zwar immer weniger Zuschauer den Fernseher ein, aber bei jenen, die es noch tun, liegt das Durchschnittsalter bei über sechzig Jahren. Diese demografische Minderheit schaut fleissiger den Schweizer Kanal als andere Sender. Man kann also etwa bei der «Tagesschau» ein «Rekordjahr» herausposaunen.

Für die SRG ist es von Vorteil, dass der TV-Konsum rückläufig ist. Nur in einem rückläufigen Markt, der zudem zunehmend überaltert, ist die SRG bei der Quote ein Erfolgsmodell. Je weniger Junge TV nutzen, umso besser für ihren Marktanteil.

Irgendwann in ferner Zukunft werden nur noch ein paar Hundertjährige vor dem Bildschirm hocken. Dann wird das Schweizer Fernsehen einen Marktanteil von 100 Prozent erreichen.

# Neuer Marx

Von Henryk M. Broder — Der Zeitgeist der katholischen Kirche.

Seltsames passiert derzeit mit und in der katholischen Kirche in Deutschland – sie schafft sich ab. Nicht wegen der vielen Missbrauchsskandale, die nur zögerlich angegangen werden, sondern weil sie den Zeitgeist predigt. Und der ist politisch korrekt.



Der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki zum Beispiel, der sich gerne filmen und als «volksnah» darstellen lässt, wenn er morgens ganz allein zum Bäcker radelt, sagte in seiner Neujahrspredigt unter anderem: «Als Christen sollten wir überzeugte Europäer sein», der Kontinent brauche Menschen, «die sich lieber wieder in einer Volkspartei gestaltend engagieren, statt sich zynisch in Twitter- oder anderen Social-Media-Debatten zurückzulehnen». Nun hat auch Kardinal Woelki einen eigenen Account bei Twitter, den er fleissig bespielt oder durch seine Mitarbeiter bespielen lässt, während er, entspannt zurückgelehnt, darüber nachdenkt, in welcher der beiden Volksparteien er sich gestaltend engagieren soll.

Und ob Christen, die keine überzeugten Europäer sind, zwangsbekehrt oder exkommuniziert werden sollten.

Woelkis letzter Ansprechpartner vor dem Allmächtigen, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, denkt oder geht noch einen grossen Schritt weiter. Letzte Woche sagte er bei einer Podiumsdiskussion in Berlin, er gebe «nicht viel» auf das «christliche Abendland», weil «der Begriff vor allem ausgrenzend ist», gehe es doch derzeit in Europa vor allem darum, «dafür zu sorgen, dass verschiedene Religionen mit jeweils eigenen Wahrheitsansprüchen friedlich zusammenleben». Dem Oberhaupt der deutschen Katholiken dürfte entgangen sein, dass in Europa inzwischen Religionsfrieden herrscht, von Nordirland einmal abgesehen. Sein Abgesang auf das «christliche Abendland» ist ebenso der politischen Korrektheit geschuldet wie Woelkis Konversion zu einem «überzeugten Europäer». Es ist ein alberner Versuch, virtuelle Gleichheit herzustellen. Die gibt es nur vor dem Gesetz, nicht aber im wirklichen Leben. Das sollte ein älterer Herr wissen, der unverheiratet und kinderlos in einem Palast lebt, während viele seiner Brüder und Schwestern kein bezahlbares Obdach für sich und ihre Familien finden. Wenn das nicht Ausgrenzung ist.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich als gleichgestellte Frau mit fünfzig die grauen Haare färben, oder muss man zu seinem Alter stehen wie ein Mann?

*Rita Karrer, Bern*

Es soll Menschen geben, die graue Haare bei Frauen natürlich finden. Für mich jedoch sind sie genauso tabu wie Achselhaare oder ein Oberlippenbart. Graue Haare in einem natürlichen Ton zu färben, gehört zur obligatorischen Körperpflege. Und es wirkt sich sogar noch positiv auf die Gleichstellung aus, zumal graue Haare uns Frauen um gut zwanzig Jahre älter erscheinen lassen als gleichaltrige Männer. Es gibt eine lange Liste von Dingen, die wir den Männern abschauen können – graue Haare stehen definitiv nicht darauf.

*Wäis Kiani*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Leider hat sich die EU nicht nach dem Sinn und Geist der Gründerväter weiterentwickelt.» *Hans Furrer*

### Kostbares Gut

Nr. 2 – «Traum vom Frieden»; Serie von Jürg Altwegg über die Anfänge der EU

Man kann der *Weltwoche* dazu gratulieren, das Thema über die Anfänge der EU aufzugreifen, um der heutigen Generation aufzuzeigen, um was es überhaupt dabei geht. Doch leider hat sich die EU nicht nach dem Sinn und Geist der Gründerväter weiterentwickelt. Sie ist jahrzehntelang von dem inzwischen – deutsche Wiedervereinigung – politisch erstarkten Deutschland einseitig und zentralistisch beeinflusst worden. Ein zu starker Wirtschaftsdirigismus entzweit, statt dass er eint. Bürgerverständnis und eine liberal geführte Demokratie sind gefordert. Die Eigenverantwortung der verschiedenen Völker ist zu stärken und nicht zu schwächen. Aufgrund der Erfahrungen aus dem letzten Weltkrieg sollte es jedem führenden Politiker in Europa bewusst sein, was für ein kostbares Gut die EU verkörpert. Ihre grundsätzliche Aufgabe dürfte es sein, ein liberales Demokratieverständnis durchzusetzen, Kriminalität und Korruption zu bekämpfen und eine gemeinsame Wehrbereitschaft zu unterhalten, um die Aussengrenzen zu schützen.

*Hans Furrer, Schwyz*

### Sammlung von Schnapsideen

Nr. 2 – «Nivellierung nach unten»; Katharina Fontana über das Schulsystem

Die vom Schweizerischen Wissenschaftsrat präsentierte Sammlung von Schnapsideen wird unsere Schule nicht weiterbringen. Das hehre Gremium würde sich gescheitert mit dem Lehrplan 21 befassen, wenn man schon nach der (illusorischen) Chancengleichheit lechzt. Viele Kinder sind beispielsweise mit dem «selbstorganisierten» Lernen hoffnungslos überfordert und werden abgehängt. Damit legt man ja eben bereits den Grundstein für das Auseinanderdriften. *Hans-Peter Köhli, Zürich*

Nach der Lektüre war ich geneigt, wieder einmal zu beten: «Lieber Gott, falls es dich gibt, behüte unsere Regierung vor den Ratschlägen dieses Wissenschafts(!)rates.» Ich frage mich, ob dessen Mitglieder während ihrer Schulzeit Fensterplätze gehabt haben und ob sie durch diese Fenster wenigstens etwas von der Lebensrealität mitgenommen haben. Nein, ich befürchte, sie haben geschlafen.

*Arno Müller, Kappel*

Mit einem Riesenaufwand versucht man die Tatsache zu negieren, dass es (auf jedem Ge-



*Eigenverantwortung: Charles de Gaulle.*

biet) Begabte und Unbegabte gibt. In den ersten drei Primarschulklassen waren wir zu meiner Zeit fünfzig Schüler und ein Lehrer, und – man glaubt es kaum – wir haben alle lesen, schreiben und rechnen gelernt. Die pädagogischen Forscher sind auf dem besten Weg, unser Schulsystem völlig zu verwässern.

*René Sperb, Dietikon*

Der Wissenschaftsrat, der das heutige Bildungssystem so schlecht beurteilt, hat ja selbst dieses System durchlaufen. Der Beweis ist also erbracht: Selbst diesen studierten Damen und Herren unterlaufen naive Fehlbeurteilungen. Schulbildung heisst noch lange nicht Lebensstauglichkeit! *Urs Maurer, Birr*

### Schutzlos ausgeliefert

Nr. 2 – «Digitalisierung»; Editorial von Roger Köppel

Roger Köppel schreibt ein Loblied auf die Digitalisierung, weil diese die Machtstrukturen der Eliten relativiert und so auch «Kleine» gross herauskommen können. Will er aus dem Staat Gurkensalat machen? Hat er jetzt plötzlich anarchistische Tendenzen? Nein, ich glaube vielmehr, er gehört zu den vielen Leuten, die nicht erkannt haben, welches Gefahrenpotenzial mit der Digitalisierung einhergeht. Heute kann jedes Computersystem und jedes Handy von jedem Punkt der Welt aus angegriffen werden. Spuren verschwinden in der Weite der Welt, wo



sich neue anonyme Tätergruppen und -profile bilden, die keine Skrupel haben. Der Aufwand für Ermittlungen wird riesig bis unmöglich. Was, wenn wir zu lange nicht erkennen, dass wir – nebst aller Bequemlichkeit – cyberkriminellen Mächten mehr und mehr schutzlos ausgeliefert sind? Wir bauen unsere digitale Abhängigkeit jedes Jahr unbeirrt weiter aus und möchten glauben, das werde schon noch besser mit der IT-Sicherheit – doch genau das Gegenteil ist der Fall. Die Dynamik der Erneuerungen lässt uns keine Zeit für die nachhaltige Sicherung des Bestehenden. Unsere Daten und alle am Internet angeschlossenen kritischen Infrastrukturen sind IT-mässig nicht zu schützen, man kann lediglich Notfallpläne zur Begrenzung der Folgen einrichten. Und jetzt kommen wir mit E-Voting und lassen unsere Demokratie von irgendwem steuern. Wirklich nur eine gute Welt, die Digitalisierung? *René Droz, Worb*

### Keine Fremdenhasser-Partei

Nr. 51/52 – «Fünf zu zwei im Bundesrat»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Da ich tatsächlich aus Deutschland stamme, Pfarrer bin und Herr Mörgeli in Stäfa wohnhaft ist, muss er wohl mich mit seiner Kolumne gemeint haben. Richtig ist, dass ich bei der Gewerbeausstellung mehrfach den Stand der SVP besucht habe. Allerdings nicht, um dort unflätig herumzukrakeelen, sondern um einige der lieben Menschen zu besuchen, die ihren geistlichen Direktimport aus der EU längst ins Herz geschlossen haben und dessen volksnahe Predigten schätzen. Als Fremdenhasser habe ich diese engagierten SVPLer nie empfunden. Eher als Patrioten. Aber Patriot bin ich auch – und zwar Verfassungspatriot! Die eidgenössische Bundesverfassung erachte ich als vorbildlich, sofern sie denn konsequent angewandt wird. Ich möchte annehmen, dass Christoph Mörgeli sich verhöhrt haben muss oder ein Missverständnis vorliegt. Mir selbst sind zwar inzwischen so ziemlich alle im Kanton Zürich gesprochenen Mundarten geläufig. Allerdings erwarte ich umgekehrt nicht von jedem Schweizer, dass er mein Kauderwelsch, welches dem kölschen Dialekt verwandt ist, auf Anhieb versteht – vom zuweilen hineinverführten rheinischen Mutterwitz ganz zu schweigen! Wer allerdings den Gottesdienst in Stäfa besucht, merkt sehr schnell, wes Geistes Kind der deutsche Pfarrer ist und dass hier Menschen unterschiedlichster politischer Couleur Heimat und Verständnis finden dürfen.

*Michael Stollwerk, Uerikon-Stäfa*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Kürzlich habe ich beobachtet, wie im vollen Bus ein junger Mann aufgestanden ist, um einer älteren Dame Platz zu machen. Die Dame reagierte beleidigt: «Ich bin doch nicht so alt, ich kann gut stehen», sagte sie. Ich war perplex. Ist Höflichkeit eine Beleidigung? Darf man einer Frau nicht mehr helfen, den Koffer zu tragen, weil man dann suggeriert, sie sei schwach?** *Markus G., Bern*

Im Bus können Sie erleben, wie sich das Verhältnis zwischen Mann und Frau – und umgekehrt – geändert hat. Ich bin erzogen worden, dass man als Mann im Bus oder im Zug einer Frau selbstverständlich immer Platz macht, gleichgültig, ob die Frau älter oder jünger ist. Es war die Galanterie des Herrn gegenüber den Damen. Natürlich hängt das vielleicht damit zusammen, dass man davon ausging, die Männer seien körperlich etwas leistungsfähiger als Frauen.

Ihr Fall zeigt aber, dass sich das geändert hat. Die beleidigte Dame will nichts von einer Galanterie der Herren gegenüber

den Frauen wissen. Männer hätten auf Frauen keine besondere Rücksicht zu nehmen – sie seien ja gleichberechtigt, weil gleich wie die Männer. Für diese Frau ist allenfalls eine Rücksichtnahme der Jungen gegenüber den Alten gerechtfertigt, was von jeher auch galt. So hat eine junge Frau auch einem alten Herrn oder ein junger Mann einer alten Dame Platz zu machen. Alter kommt vor Jugend.

Ich gehöre zur ersteren Sorte, wobei die Galanterie gegenüber den Damen die Rücksichtnahme gegenüber Älteren ja

## Im Bus können Sie erleben, wie sich das Verhältnis zwischen Mann und Frau geändert hat.

nicht ausschliesst. Auch würde ich einer Frau helfen, einen schweren Koffer zu tragen, um ihr diese Last abzunehmen und nicht weil ich suggerieren will, die Frau sei schwach. Ich bin der Auffassung, dass eher Männer schwere Lasten tragen sollen als Frauen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

# «Weltwoche daily» immer verfügbar.

Mit der *Weltwoche*-App empfangen Sie jede Sendung von «Weltwoche daily» bequem auf Ihrem Smartphone. Die App ist im Abonnement inbegriffen.



# Die Schweiz legt drauf

Die Einwanderung nimmt wieder zu. Immer mehr Ausländer prägen unsere Wirtschaft und Gesellschaft. Es wird behauptet, die anhaltend hohe Zuwanderung sei ökonomisch segensreich. Leider zeigen die Zahlen und Fakten ein anderes Bild. *Von Beat Gygi*

Die Schweiz bleibt ein starker Magnet für Arbeitskräfte, Firmen, Studenten, Asylsuchende und nachziehende Familienangehörige. Die neuesten Zahlen zur Zuwanderung deuten darauf hin, dass die Anziehungskraft in jüngerer Zeit eher wieder stärker geworden ist.

Bis Mitte 2018 hatten viele noch auf das Gegenteil gehofft, da hatte der Zustrom von Ausländern in die ständige ausländische Wohnbevölkerung der Schweiz noch etwas unter dem Vorjahreswert gelegen, so dass Medien gerne zur Schlagzeile «Zuwanderung geht zurück» griffen. Dies passte zum Muster nachlassender Zuwanderungsströme, wie es nach 2013 beobachtbar war.

Die erste Grafik zeigt, wie sich die Jahreswerte ab diesem aufsehenerregenden Jahr mit einer Nettozuwanderung von 81 000 Personen wie auf einer Treppe nach unten bewegten – jetzt aber nicht mehr. 2017 waren netto gut 53 200 Personen zugewandert, 2018 war dieser Stand bereits Ende November erreicht. Hinzu kamen 2018 gut 14 000 Aufnahmen und vorläufige Aufnahmen im Asylprozess.

Die Wende zu einem Anschwellen des Zustroms aus dem Ausland setzte im September 2018 ein, gerade zwei Monate nachdem man via Einführung der Stellenmeldepflicht bei Arbeitsämtern mit der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative begonnen hatte. Im Oktober kam dann der kräftige Impuls, knapp 9000 Personen zogen netto in die Schweiz. Die Oktoberdaten fielen nicht nur durch ihre Höhe auf, sondern auch dadurch, dass man lange auf sie warten musste. Sonst veröffentlicht das Staatssekretariat für Migration (SEM) die monatlichen Zuwanderungsstatistiken jeweils gut drei Wochen nach Monatsende, der Oktober-Ausweis kam diesmal aber erst in der Altjahrswoche, am 28. Dezember, als Ferien herrschten und die im Dezember geführte politische Debatte über den Migrationspakt vorbei war. Vor einigen Tagen nun hat das SEM die Zuwanderungsdaten für den November veröffentlicht, die mit 7200 Zuzügen netto ebenfalls vergleichsweise hoch sind, vor allem aber den Schluss nahelegen, dass die besonders hohe Oktoberzahl kein einzelner Ausreisser war. Für 2018 fehlen die Dezemberdaten noch.

Die roten Balken in der ersten Grafik mögen unspektakulär wirken, jedenfalls an den Stellen mit mehreren ähnlich hohen Säulen

nebeneinander; das sieht nach Stabilität aus, aber dahinter steckt eine gewaltige Sprengkraft. Wenn zwei Balken nebeneinander gleich hoch sind, heisst das nicht, dass sich von einem Jahr zum andern nichts änderte, nein, hinter jedem einzelnen steckt ja ein Wachstum der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz. Will man die Wirkung der zwei Säulen ermitteln, muss man sie zusammenzählen. Die Gesamtwirkung der Zuwanderung der letzten zwanzig Jahre ergibt sich somit, wenn man die letzten zwanzig Zuwanderungssaldi summiert, also die gut 9300 Personen des Jahres 1997 wie auch die 99 000 Einwanderer des Rekordjahres 2008. Es trifft sich, dass die mathematische Vorgehensweise zum Summieren, das Integrieren, vom Wortklang her direkt mit dem Thema Einwanderung zu tun hat.

In der Summe sind seit 1997 demnach 1,17 Millionen Menschen mehr oder weniger gut

## Die hiesige ausländische Bevölkerung hat sich seit 1997 zahlenmässig etwa verdoppelt.

in die Schweiz integriert worden. Hinzu kommt das Plus des Jahres 2018. Damit hat sich die hiesige ausländische Bevölkerung seit 1997 zahlenmässig etwa verdoppelt. Von den gut 8,5 Millionen ständigen Einwohnern der Schweiz machen die hier wohnhaften Ausländer zurzeit gut 2,1 Millionen oder einen Viertel aus. In der Stadt Zürich entspricht die ausländische Bevölkerung sogar einem Drittel. Die Internationalisierung der Schweiz geht aber noch weiter, über die Frage der Nationalität hinaus. Die zweite Grafik zeigt, dass heute rund 38 Prozent der hiesigen Bevölkerung (der über 15-Jährigen) einen Migrationshintergrund haben, dass also zwei von fünf Einwohnern entweder direkt oder in erster oder in zweiter Generation Wurzeln im Ausland haben; möglich sind schweizerisches und ausländisches Bürgerrecht. Im Jahr 2003, ungefähr zur Zeit, als die ersten bilateralen Verträge mit der EU zu wirken begannen, waren es noch nicht ganz 30 Prozent gewesen. In der Region Zürich haben heute 43 Prozent, im Tessin und in der Genferseeregion sogar 50 Prozent der Einwohner einen Migrationshintergrund.

Was die zweite Grafik, alles in allem betrachtet, zum Ausdruck bringt, ist aber noch

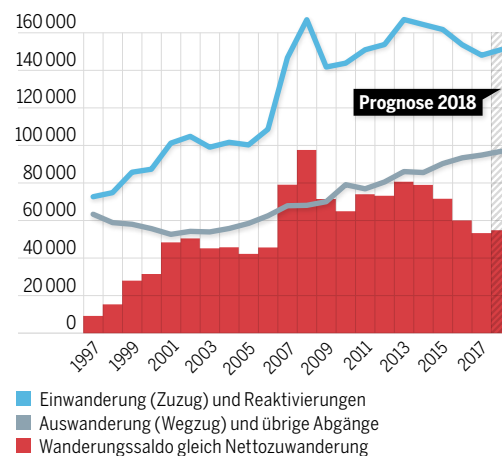
viel brisanter: Sie zeigt, wie stark sich die Schweiz in ziemlich kurzer Zeit gewandelt hat. Die angestammten Einwohner ohne Migrationshintergrund blieben über die Jahre hinweg zahlenmässig etwa konstant. Bildlich gesehen, bilden sie mit gut vier Millionen Personen (blau in der Grafik) eine Art eidgenössische Grundschrift, auf der die Migrationsgruppen (rot) das Wachstum der Bevölkerung und der Gesellschaft vorantreiben. Die Schweiz von 2017 hat eine deutlich andere Zusammensetzung als die Schweiz von 2003 – und das bringt die Frage auf, wie die in früheren Zeiten erfundenen und bewährten politischen wieso gesellschaftlichen Spielregeln und Institutionen durch neu hinzukommende Gruppen genutzt und allenfalls verändert werden.

## Internationale Plattform

Der Zugang zur Schweiz führt vor allem über die Wirtschaft. Die freie Zuwanderung aus dem EU/Efta-Raum beruht auf der Personenfreizügigkeit, die es allen Personen gestattet, in die Schweiz zu ziehen, die hier Arbeit finden. Die Wirtschaft ist sozusagen die Basis für die Expansion der ausländischen Bevölkerung. Aber die Wirtschaft selber verändert sich bei dieser Entwicklung, es ziehen neue Firmen ins Land, weil sie die Standorteigenschaften schätzen und weil sie wissen, dass die Rekrutierung von Arbeitskräften auf den internationalen Märkten kein Problem ist. Damit ziehen sie weitere Leute an. Auf diese

## Anhaltender Zustrom

Nettozuwanderung in die ständige ausländische Wohnbevölkerung der Schweiz



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

Der Vorjahreswert wird 2018 übertroffen.

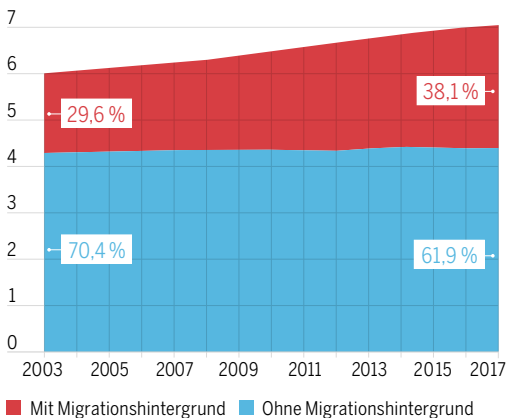


*Wohltandsmagnet für die ganze Welt.*

Weise ist die Schweiz ein Stück weit zu einer internationalen Plattform geworden, zu einem Wirtschaftsstandort mit Ansiedlungsmöglichkeiten für Firmen und zugehörigem Personal. Hinzu kommen die Grenzgänger, mittlerweile 315 000 Arbeitnehmer, doppelt so viele wie 2003, die das Geschehen von aussen unterstützen.

### **Die Schweiz wird eine internationale Plattform**

Entwicklung der Bevölkerung (ab Alter 15) mit und ohne Migrationshintergrund, in Millionen



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

**Die Zusammensetzung der Schweiz verändert sich.**

Man kann die Wirtschaft, so wie sie in der Schweiz in den vergangenen zwanzig Jahren gewachsen ist, auch mit einer Maschine vergleichen, die laufend ausgebaut wird. Wenn die Anlage grösser wird, produziert sie mehr, braucht aber auch mehr Personal, so dass das Einkommen pro Kopf etwa gleich bleibt. Die Spielregeln zum Offenhalten der Grenzen für die Wanderung von Arbeitskräften sind vor allem in den bilateralen Verträgen der ersten Tranche zwischen der Schweiz und der EU umschrieben. In der Debatte über den Nutzen dieser Bilateralen für die Schweiz hat die Bundesverwaltung seinerzeit mehrere Studien erarbeiten lassen, die aufzeigen sollten, welcher Nutzen vor allem der Personenfreizügigkeit zuzuschreiben ist. Aufwendige Untersuchungen zum Beispiel des Büros Ecoplan aus dem Jahr 2015 konnten langfristig jedoch kaum eine Auswirkung auf die Einkommen ermitteln, sollte die Schweiz die Personenfreizügigkeit aufheben und daraufhin die EU die Bilateralen I kündigen. Man kann es so zusammenfassen: mehr Leute, mehr Material, mehr Geschäftigkeit, aber am Schluss nicht mehr Einkommen pro Kopf.

### **Wer sind die Verlierer?**

Es gibt jedoch eine grosse Koalition, die am Ausbau dieser Maschine und damit an einer

umfangreichen und anhaltenden Zuwanderung interessiert ist. Immobilieneigentümer profitieren von steigenden Bodenpreisen; die Zuwanderung des zurückliegenden Jahrzehnts gilt im Urteil von Liegenschaftsprofis und Anlegern als Antrieb für einen «Superzyklus» der Preissteigerungen, den man nur einmal im Leben selber erfahre – und den sie nun mit Wehmut erlahmen sehen. Der Detailhandel gewinnt jedes Jahr automatisch ein Umsatzprozent, wenn die Bevölkerung um ein Prozent wächst. Die staatliche Verwaltung kann ihr Arbeitspensum, ihre Befugnisse, Abgaben- und Steuereinnahmen sowie ihre Bedeutung ausweiten, wenn die Städte und Gemeinden grösser und komplexer werden. Die Sozialversicherungen gewinnen ebenfalls an Gewicht, je grösser ihre Kundenschaften werden, und im Gesundheitswesen ist Wachstum geradezu die DNA der Branche, die ausgeprägt vom Umsatz lebt.

Was aber, wenn die Maschine zu gross wird und Leute zu stören, zu beengen, zu verdrängen beginnt? Worin bestehen die Kosten der Zuwanderung? Wer sind die Verlierer? Reiner Eichenberger, Ökonomieprofessor an der Universität Freiburg, legt im Interview auf Seite 28 dar, dass die Wirtschaft, die von der Einwanderung profitiert, nicht alle schädlichen

## «Ähnlich wie eine Kurtaxe»

Nach Einschätzung des Ökonomen Reiner Eichenberger ist der Schaden aus der derzeitigen Zuwanderung grösser als der Nutzen. Er sagt, wie die Bilanz ins Plus gebracht werden kann.



«Nebenwirkungen werden ausgeblendet»: Ökonom Eichenberger.

**Sie plädieren für eine Begrenzung der Zuwanderung ausländischer Personen. Ist die heutige Einwanderung per saldo schädlich für die Schweiz?**

Reiner Eichenberger: Ja, wenn die Bevölkerung in der Schweiz so rasch wächst wie in den vergangenen zehn Jahren, ergeben sich für das Land hohe Kosten, etwa durch eine Überbeanspruchung von Infrastruktur und Umweltgütern oder durch eine allmähliche Veränderung von Spielregeln und Institutionen.

**Aber die Zuwanderung bringt doch auch einen Nutzen, damit wird ja die Personenfreizügigkeit begründet. Ist er denn nicht grösser als der Schaden?**

Der Nutzen der Zuwanderung besteht vor allem darin, das Angebot der Arbeitskräfte flexibel zu halten, so dass hiesige Firmen im Ausland genug Spezialisten finden, wenn diese in der Schweiz fehlen. Aber lange nicht alle Arbeitnehmer, die heute ins Land kommen, verbessern die Lage. Das Bevölkerungswachstum geht mit einem etwa proportionalen Wirtschaftswachstum einher, pro Kopf steigt das Einkommen also kaum. Das ist übrigens nicht erstaunlich, denn sonst müssten grössere Länder zwingend reicher sein als kleinere.

**Ein gehaltenes Pro-Kopf-Einkommen bei wachsender, vielfältiger und internationaler werdender Schweizer Wirtschaft ist insgesamt betrachtet doch nicht schlecht.**

Das ist eben nicht alles. Die schädlichen Nebenwirkungen werden meistens ausgeblendet, und diese wiegen schwer. Die Kosten der Zuwanderung sind beträchtlich.

**Zum Beispiel?**

Die hohen jährlichen Einwanderungszahlen führen dazu, dass die Schweiz praktisch an allen Fronten massiv in neue Kapazitäten investieren muss, in Schulen, in Strassen, Bahnen, Wohnungen, in die Energieversorgung. Die Infrastruktur muss praktisch durchgehend erweitert werden.

**Aber die Zugezogenen zahlen Steuern und Abgaben in unsere Staatskassen, das müsste doch die entstehenden Kosten decken.**

Wenn die Zuwanderung derart stark ist wie in den vergangenen Jahren, müssen viele Massnahmen unter Zeitdruck, oft überhastet eingeleitet werden. Das bewirkt einen enormen Kostenschub, der teurer zu stehen kommt als eine langfristig planbare Anpassung an ein massvolles Bevölkerungswachstum. Bezahlt wird das von der angestammten Bevölkerung. Beim Umweltschutz ist die Belastung besonders gross.

**Wegen zusätzlicher Verschmutzung?**

Nein, sondern wegen der fatalen Regel, dass die internationalen Klimaabkommen für die CO<sub>2</sub>-Reduktion absolute Ziele vorsehen. Man misst in Tonnen pro Land. Wenn nun die Schweiz verspricht, die Emissionen im Vergleich zu 1990 um 50 Prozent zu reduzieren, die EU dagegen 40 Prozent anpeilt, ist das bereits ein Handicap. Hinzu kommt aber, dass die Schweiz in dieser Zeit ein 30-prozentiges Bevölkerungswachstum hat, deshalb sind ihre Reduktionsverpflichtungen pro Kopf um diesen Sockel höher. Jeder Einwanderer macht die CO<sub>2</sub>-Last grösser, und deswegen erreicht die Schweiz ihre Reduktionsziele zurzeit nicht. Jetzt werden die Abgaben erhöht.

**Immerhin scheint die Migration Arbeitsmärkte und Löhne nicht unter Druck zu bringen.**

Es stimmt, dass Lohnsenkungen kaum beobachtbar sind, die flankierenden Massnahmen tun da ihre Wirkung. Aber viel brisanter ist, dass den Arbeitnehmern Lohnsteigerungen entgehen, die sie ohne freie Zuwanderung hätten. Bei einer Verknappung bestimmter Fachkräfte stieg früher der Lohn, das war das Signal, dass sich auf diesen Gebieten Zusatzausbildung und Weiterbildung lohnen. Heute wird diese Nachfrage einfach mit Leuten aus dem Ausland befriedigt. Verbandsfunktionäre, die nach freier Zuwanderung rufen, wollen vermeiden, dass ihre Firmen bei Knappheit höhere Löhne bezahlen müssen. Sie wollen die Marktkräfte aushebeln.

**Der Schutz der einheimischen Löhne durch die flankierenden Massnahmen ist aber auch eine Aushebelung der Marktkräfte.**

Natürlich. Das sind enorm hohe Kosten für das Land, denn die flankierenden Massnahmen schwächen den entscheidenden Wettbewerbsvorteil der Schweiz, nämlich die Flexibilität der Arbeitsmärkte. Zudem strahlt diese Mentalität auf andere Gebiete aus. Vorstösse wie zum Beispiel ein Verbot bei der Besiedlung, der Ruf nach Einzonungsstopps oder nach Verdichtung des Wohnens: All das hängt mit Zuwanderungsfragen zusammen. Das Pikante daran ist, dass das Eingepferchtwerden viele Zuwanderer zumeist weniger stört als die Schweizer – denn es kommen vor allem die, die das wenig stört.

**Wie wäre eine Begrenzung der Zuwanderung vorzunehmen?**

Mein Vorschlag ist eine Zuwanderungsabgabe. Es ist eine Art Eintrittspreis, der erstens die Zuwanderung bremst und zweitens zu einer gewissen Selektion der Einwanderer führt. Meiner Ansicht nach soll die Abgabe nicht vom Einkommen abhängig sein, sondern für einen bestimmten Zeitraum als fester Betrag pro Kopf erhoben werden, ähnlich wie eine Kurtaxe.

## Kann man so die Zuwanderung für die Schweiz zu einer positiven Angelegenheit machen?

Ja, denn so werden eher die produktiveren Arbeitskräfte angezogen, und zudem leisten die Zugezogenen einen Beitrag an die erhöhten staatlichen Kosten. Dann lohnt es sich für die Schweiz, in gute Rahmenbedingungen zu investieren und sich attraktiv zu machen.

## Wo liegt die Obergrenze einer solchen Abgabe?

Eine fixe Grenze ist nicht sinnvoll. Die Höhe der Abgabe hängt davon ab, wie hoch die ungedeckten Kosten pro Person sind und welche Leute man anziehen will. Selektion und Integration der Zugezogenen sind wichtige Stellgrössen einer Zuwanderungspolitik.

## Ist es denn falsch, der Nachfrage der Wirtschaft mit möglichst leichtem Zugang zu den internationalen Arbeitsmärkten zu begegnen?

Wenn die Wirtschaft für die negativen Nebenwirkungen nicht aufkommt, dann ist der freie Zugang falsch. Es ist wie in der Umweltpolitik: Wenn alle Kosten nach dem Verursacherprinzip getragen werden, kann man die Märkte frei spielen lassen, sonst nicht. Hinzu kommt, dass Unternehmen oft kurzfristig ausgerichtet sind und gerne den einfacheren Weg der Rekrutierung im Ausland wählen, ohne an langfristige Auswirkungen auf die Arbeitsmärkte zu denken.

## Welche Länder machen es besser als die Schweiz? Gibt es Vorbilder?

Diese Frage ist wichtig, aber schwierig zu beantworten, denn die Schweiz hat ein anderes Problem als die übrigen Länder. Neuseeland oder Kanada sind typische Einwanderungsländer, die suchen geeignete Leute, die sich langfristig niederlassen. Die Schweiz dagegen strebt eine geregelte Offenheit an, eine Freizügigkeit, bei der die Leute rasch ein- und auswandern können, bei der Firmen ihre Mitarbeiter rasch international verschieben können. Für uns geht es viel mehr um den Mobilitätsgedanken als um die dauerhafte Ansiedlung.

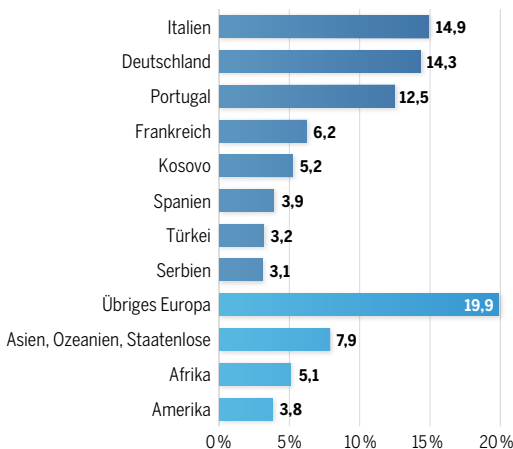
## Punktemodelle wie bei Kanada sind also ...

... für die Schweiz nicht geeignet. Wer dauerhaft nach Kanada auswandern will, nimmt Behördenentscheide und Wartezeiten in Kauf, aber für die Schweiz sind unbürokratische Lösungen mit möglichst wenig Behördenwillkür gefragt.

Interview: Beat Gygi

## Woher kommen die Leute?

Ständige ausländische Wohnbevölkerung nach Herkunft Ende 2017, in Prozent



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK

## Zuwanderung heisst Konkurrenz für die Inländer.

Nebenwirkungen trägt, die mit dem Zustrom der Ausländer verbunden sind. Zuwanderung bedeutet Konkurrenz für die Inländer, am Arbeitsmarkt, am Wohnungsmarkt, in den Schulen, in der Ausbildung und bei allem, was man «öffentliche Güter» nennen kann.

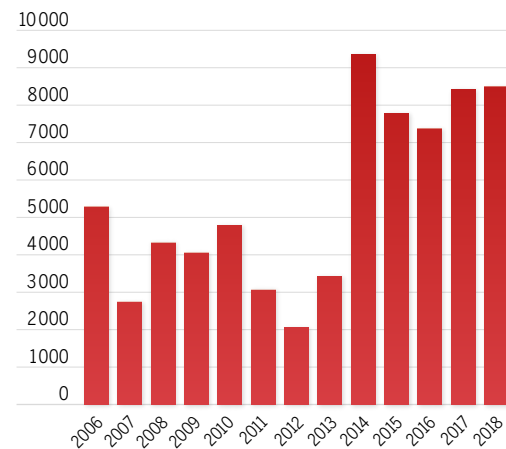
Eichenberger verweist etwa darauf, dass das rasche Bevölkerungswachstum in mancher Hinsicht Kapazitätserweiterungen nötig macht, Investitionen in Schulen, in Strassen, Bahnen, Wohnungen oder in die Energieversorgung. Hitzige Debatten ergeben sich zudem aus der Frage, ob die Zuwanderung wirklich primär über die Arbeitsmärkte läuft oder ob ein spürbarer Teil die Sozialsysteme und Staatskassen des Gastlandes belastet. Für die Schweiz haben die Ökonomen George Sheldon und Nathalie Ramel für die Periode 2003 bis 2009 mit dem Ansatz der Sozialbilanz zu ermitteln versucht, wie viel die Zuwanderer in die öffentlichen Kassen einbringen und wie viel sie daraus beziehen, ob sie also per saldo die Sozialbilanz verbessern oder verschlechtern.

Bezogen auf die Schweiz, wurden mehrere Studien mit diesem Ansatz erstellt, und grob gesagt, ergibt sich der Schluss, dass die gegenwärtige Zuwanderung in der kurzen Frist die öffentlichen Finanzen verbessert, langfristig aber verschlechtert, dass also letztlich die Zuzüger zum Teil in das Sozialsystem eindringen und die angestammten Einwohner das bezahlen.

Die Eidgenössische Finanzverwaltung hat vergangenes Jahr eine Schätzung präsentiert, die pro Zuwanderer kurzfristig einen «Monatsgewinn» von gut 700 Franken feststellte, langfristig aber einen «Monatsverlust» von gut 400 Franken. Dieser Unterschied erklärt sich daraus, dass die Zuwanderer auch älter werden und irgendwann die Leistungen aus den öffentlichen Kassen zu beziehen beginnen.

## Zuwanderung über den Asylweg

Neue vorläufige Aufnahmen im Asylprozess, Personen pro Jahr



QUELLE: STAATSSSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

## Jede Verbesserung zieht noch mehr Zuwanderer an.

Es ist ein beliebter Trick der Personenfreizügigkeits-Befürworter, nur die Einzahlungen der Zugezogenen in die AHV und andere Pools zu betonen und zu verschweigen, dass später ihre Bezüge die Bilanz oft ins Negative wenden. Der Ansatz von Sheldon und Ramel fällt wohl noch zu günstig aus, denn es wurde angenommen, dass die Kosten beispielsweise für allgemeine Verwaltung, Justiz, Polizei, Feuerwehr, Landesverteidigung sich mit wachsender Bevölkerung nicht verändern, also fix sind. Beim Blick auf die tatsächliche Entwicklung der Bundes- und Kantonsfinanzen hat man nicht den Eindruck, diese seien immun gegen Wachstum.

## Bedrohung für das Sozialsystem

Nach Eichenbergers Ansicht stellen Zuwanderung und Veränderung der Bevölkerungsstruktur aber auf noch viel grundsätzlichere Art eine Bedrohung für das Sozialsystem dar. Wenn die Schweiz ihre Grenzen vollständig offen halten müsse, lohne es sich nicht, das Haus in möglichst guter Ordnung zu halten, weil jede Verbesserung sogleich Zuwanderer anziehe. Die Rahmenbedingungen für das eigene Volk zu verbessern, lohne es sich nicht, wenn dann gleich die ganze Umgebung gratis davon profitieren könne. Der Zugang zur Schweiz müsse etwas kosten, nur so lohnten sich ihre Anstrengungen und Investitionen für bessere Spielregeln und Institutionen. Zudem würden die direkte Demokratie und das Milizsystem unterlaufen, wenn ein Drittel oder mehr der Leistungsträger Ausländer seien, die weder zur Politik, zum Militär oder zu öffentlichen Finanzen eine Beziehung hätten. Die Grundlage der Schweiz beruhe auf einer starken Identifikation der Bürger und Steuerzahler mit dem Staat und auf der Motivation, in Wirtschaft und Politik mitzumachen; all das werde unterlaufen, wenn zu viele Leute da nicht integriert seien.



Unbegründete finanzielle Belastungen: Landung unter erschwerten Bedingungen in Kloten.

## Wetterfrösche im Sturmtief

Meteo Schweiz hat jahrelang massiv überhöhte Rechnungen für den Flugwetterdienst gestellt. Die Gepellten sind Passagiere, Flughäfen und auch der Bund. Ihr Schaden geht in die Millionen. Nun soll es zu Rückzahlungen kommen. *Von Hubert Mooser*

Wenn es in den Bergen stürmt und schneit wie in den letzten Tagen, ist der nationale Wetterdienst eine wichtige Anlaufstelle für Automobilisten, Bergtouristen, Bergbahnen und viele andere mehr. Das Bundesamt für Meteorologie und Klimatologie, kurz Meteo Schweiz, erstellt im Auftrag des Bundes Wetterprognosen und warnt vor den Gefahren, die das Wetter mit sich bringt. Dafür haben die Wetterfrösche, organisatorisch dem Departement des Innern (EDI) von SP-Bundesrat Alain Berset zugeordnet, ein Jahresbudget von rund 110 Millionen Franken zur Verfügung.

Nun sind die Wetterpropheten des Bundes selber in ein Sturmtief geraten. Das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl), angesiedelt im Infrastrukturdepartement Uvek, dem SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga seit Anfang Jahr vorsteht, beschuldigt Bersets Wetterfrösche, der Flugsicherungsgesellschaft Skyguide überhöhte Rechnungen für Wetterkarten gestellt zu haben. Das geht aus einem internen, vertraulichen Untersuchungsbericht vom 3. Dezember 2018 hervor, welcher der *Weltwoche* vorliegt.

Im Vordergrund stehen dabei meteorologische Informationen für den Flugbetrieb und die Flugsicherheit auf schweizerischem Gebiet. Meteo Schweiz stellt diese Informationen

bereit und verrechnet Skyguide dafür jährlich 17,6 Millionen Franken. Skyguide gibt diese Kosten an ihre Kunden, also die Flugbetriebe, in Form von Flugsicherungsgebühren weiter. Das Bazl hat die Aufsicht über diesen sogenannten Flugwetterdienst von Meteo Schweiz.

### Drei zentrale Kritikpunkte

Wohl unter dem Eindruck des Subventionskandals von Postauto Schweiz, der auch das Uvek betraf, kündigte die Aufsichtsbehörde vor den Sommerferien 2018 an, eine «Überprüfung der Allokation der Flugwetterkosten bei der Meteo Schweiz» vorzunehmen, wie es in einer internen Informationsnotiz des Amtes heisst. «Es soll sichergestellt werden, dass die der zivilen Flugwetterrechnung belasteten Kosten effektiv begründet sind und keine Quersubventionierung anderer Leistungen der Meteo Schweiz beziehungsweise keine nicht im Flugwetter begründeten Belastungen der Flugsicherungsrechnung stattfinden», begründete die Behörde das geplante Audit.

Der Bericht, der nun vorliegt, heisst «Prüfung der Verrechnung der Flugwetterkosten der Meteo Schweiz», und das Bazl spart darin nicht mit Kritik an Meteo Schweiz. Drei Punkte sind zentral.

Personalbedarf: Meteo Schweiz führe an zwei Standorten in Zürich und Genf vier Wittertoren zu jeweils drei Schichten pro Tag durch, schreibt das Bazl. Bei der Kalkulation des Personalbedarfs habe Meteo Schweiz die Fehlzeiten für Ferien, Feiertage, Krankheit, Ausbildung und so weiter umfassend berücksichtigt. Dennoch mache sie für Pikett- und Reserveeinsätze weiteren Personalbedarf in der Höhe von 1,7 Millionen Franken geltend. «Dieser Bedarf ist in der ersten Kalkulation durch die Berücksichtigung der Fehlzeiten aber bereits enthalten», heisst es im Bericht. Ferner sei zu erwähnen, dass Meteo Schweiz von einer für sich vorteilhaften Berechnung der erforderlichen Personaleinheiten ausgehe und den ermittelten Ressourcenbedarf auch noch zu ihren Gunsten aufrunde.

Doppelte Rechnungsstellung: Neben den zivilen Flugwetterdiensten erbringt Meteo Schweiz auch militärische Flugwetterleistungen. «Im operationellen Betrieb werden die militärischen Flugwetterleistungen aber weitgehend bereits im Rahmen der zivilen Flugwetter-Schichten erbracht und auch den zivilen Flugwetterkosten im Umfang von 1,3 Millionen Franken belastet», moniert die Aufsichtsbehörde. Und weiter: «Da Meteo Schweiz die militärischen Flugwetterkosten der Luftwaffe separat in Rechnung stellt, müsste in dieser Höhe eine Entlastung der zivilen Flugwetterkosten erfolgen.» Dies sei nicht der Fall.

Arbeitsplatzkosten: Das Bazl beanstandet auch die hohen Arbeitsplatzkosten. Meteo Schweiz gehe bei deren Berechnung davon



Innenminister Berset.

### Das Bazl spart nicht mit Kritik an Meteo Schweiz.

aus, dass jeder Mitarbeiter über einen eigenen Arbeitsplatz verfüge und zusätzlich noch Prognosearbeitsplätze hinzukämen (total 86 Arbeitsplätze). Beim operationellen Betrieb handle es sich aber um einen Dreischichtbetrieb, schreibt das Bazl, «womit die Arbeitsplätze geteilt werden». Gemäss Bazl wären daher effektiv nur 44 Arbeitsplätze für das Flugwetter zu belasten. Das heisst: «Die geltend gemachten Arbeitsplatzkosten sind dadurch 0,9 Millionen Franken zu hoch.»

### Nicht das erste Mal

Laut dem Bericht der Aufsichtsbehörde ergeben sich aus diesen und weiteren Positionen 4,9 Millionen Franken unbegründete Belastungen der zivilen Flugwetterrechnung allein für 2017. Für die Aufsichtsbehörde steht fest, «dass der Flugwetterrechnung über Jahre zu hohe Kosten belastet worden sind». Es entstehe der Eindruck, so die Schlussfolgerung des Bazl, «dass durch die aufgezeigten Doppelbelastungen eine Aufblähung der Flugwetterkosten zum vereinbarten Kostendach von 17,4 Millionen begründet werden soll».

Die Konsequenz daraus hätten Skyguide, die Flugbetriebe, die Passagiere und letztlich auch die Eidgenossenschaft zu tragen, da Teile der Streckenfluganteile des Sichtflugverkehrs (VFR) durch die Finanzhilfe des Bundes abgegolten würden. Wie viel Geld Meteo Schweiz in den

vergangenen Jahren insgesamt zu viel verrechnet hat, lässt der Bericht mit Ausnahme des untersuchten Betriebsjahres 2017 indessen offen.

Es ist nicht das erste Mal, dass die nationalen Wetterfrösche wegen ihrer Rechnungen ins Gerede kommen. Die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) hatte 2008 ein erstes Mal die zu hohen Kosten gerügt: Die Kostenrechnung beim Flugwetter führe dazu, so die EFK-Prüfer, dass die Flugwetterkunden einen bedeutenden Teil der allgemeinen Infrastruktur von Meteo Schweiz bezahlten. «Die seither getroffenen Massnahmen haben aus Sicht des Bazl nicht bewirkt, dass die Kostenallokation des Flugwetters nach einer sachlogisch begründeten Methodik erfolgt», schreibt das Bazl nun nach der Untersuchung bei Meteo Schweiz.

### Sechzehnseitige Verteidigungsschrift

Und was sagen die Wetterpropheten selber zum scharfen Bericht der Aufsichtsbehörde? In einem Schreiben wehrt sich Direktor Peter Binder gegen die Anschuldigungen des Bazl. Binder schreibt: «Meteo Schweiz hat auf den 1.1.2014 eine neue Kosten-Leistungsrechnung eingeführt und damit eine der Empfehlungen, welche 2008 aus der Prüfung durch die EFK hervorgingen, umgesetzt.» Meteo Schweiz sei sich bewusst, dass die heutige Form der Standardkostenrechnung noch Schwachstellen habe. Insofern bestehe mit den Ergebnissen

der Prüfung nun eine Liste von Problemstellungen, die gelöst oder transparent und nachvollziehbar gemacht werden müssten. Für Binder ist der Differenzbetrag, den das Bazl berechnet hat, «aber deutlich zu hoch».

Binder wirft dem Bazl auch vor, es stehe unter Zeitdruck und wolle unbedingt einen Betrag nennen. «Wir bitten jedoch um Verständnis, dass wir uns Zeit ausbedingen, Ihre Feststellungen zu verarbeiten und eine fundierte Analyse zu tätigen», gibt er zu verstehen. Gleichzeitig hat das Amt zuhanden des Bazl auch eine sechzehn Seiten lange Stellungnahme verfasst, welche die Vorwürfe der Aufsicht aber nicht wirklich zu entkräften vermag.

Wie geht es weiter? Laut Bazl soll nun das Departement von Alain Berset eine Stellungnahme zur vorliegenden Sachlage abgeben und dann eine Korrektur der Kostenrechnung von Meteo Schweiz und eine allfällige Rückerstattung der in der Vergangenheit zu hoch erhobenen Flugwetterkosten in die Wege leiten. Auch soll die EFK den Sachverhalt nochmals prüfen und weitere Untersuchungen durchführen. Bei Skyguide will man vorerst dazu nichts sagen. Man habe erst am 11. Januar 2019 von dieser Untersuchung erfahren, sagt ein Sprecher. Meteo Schweiz wird zudem in den nächsten Wochen eine externe Revisionsfirma beauftragen, die Verrechnung der Flugwetterkosten zu verifizieren. Fortsetzung folgt. ○



Meister  
Werk

**Pèppoli**  
**2016/17**

*Chianti classico docg*  
*Tenuta Pèppoli – Marchesi Antinori, Toscana*

Tradition – modern interpretiert.  
Nach reifem Obst und Nüssen duftend.  
Ein herrlicher Chianti, stoffig und zartfruchtig.  
Am liebsten zu Pasta mit Fleischsaucen.

*Luigi Bindella*

CHF **15.20** netto  
statt 19.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 3.2.2019

*Bindella*  
la vita è bella



# Die Mär vom Fünfliber

Sind Kürzungen bei der Sozialhilfe vertretbar? Nein, sagt die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe und verbreitet Zahlen, die an das Mitgefühl appellieren sollen. Angesichts der Verhältnisse muss die Frage aber gestellt werden. *Von Katharina Fontana*

Nur noch einen Fünfliber pro Tag und Kopf hätte eine Familie mit zwei Kindern fürs Essen zur Verfügung, sollte die Sozialhilfe gekürzt werden. Mit dieser eingängigen Zahl haben Therese Frösch und Felix Wolfers, die Co-Präsidenten der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos), kürzlich aufgewartet und die Gegenoffensive in einer politischen Debatte lanciert, die die Schweiz in den nächsten Monaten stark beschäftigen dürfte.

## Gemeinden am Limit

Voraussichtlich im Mai wird der Kanton Bern darüber abstimmen, ob der von der Skos festgelegte Grundbedarf für Sozialhilfeempfänger – also das Geld, das sie für Essen, Kleidung, Handy und Freizeit erhalten – um 8 Prozent gesenkt werden wird; wer sich nicht um Arbeit oder Integration bemüht, dem sollen bis zu 30 Prozent gekürzt werden können. Im Aargau und in Baselland wurde die Regierung kürzlich beauftragt, den Grundbedarf generell um 30 Prozent zu senken und nur Personen, die sich engagiert und kooperativ zeigen, den vollen Betrag auszurichten. Auch sollen die Gemeinden die Höhe der Sozialhilfe davon abhängig machen dürfen, ob und wie lange jemand gearbeitet und Steuern bezahlt hat. Junge oder Migranten, die noch nichts zum Gemeinwesen beigetragen haben, könnten folglich aufs absolute Existenzminimum gesetzt werden, während Ältere, die nach langer Arbeitstätigkeit ihre Stelle verlieren und in die Sozialhilfe abgleiten, mehr erhielten.

Dass um die Sozialhilfe gestritten wird, ist kein Zufall und auch nicht einfach mit einem rechtsbürgerlichen Zeitgeist oder sozialer Kälte zu erklären, wie es die Skos tut. Die Zahlen sprechen eine klare Sprache: 2008 kostete die Sozialhilfe die Kantone und Gemeinden insgesamt 1,76 Mrd. Franken, 2016 waren es 2,72 Mrd. Franken. In Baselland etwa nahm die Last innert dieser Zeitspanne um 31 Mio. auf 73 Mio. Franken zu, im Aargau um 48 Mio. auf 113 Mio. Franken, in Bern um 158 Mio. auf 477 Mio. Franken.

So kann es nicht weitergehen, sagen sich viele Gemeinden. Schützenhilfe erhalten sie unter anderem von Ökonomen. So kommt eine im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft erstellte Studie der Universität Luzern von 2018 zum Schluss, dass es namentlich für

## Wer sich nach einem günstigen Handyabonnement umtut, kann mehr Geld fürs Essen ausgeben.

Junge oder für kinderreiche Familien zu attraktiv sein kann, mit Sozialhilfe zu leben. Um die Leute zur Arbeitssuche anzuspornen, solle man den Grundbedarf senken; dieser liegt laut Skos-Richtlinien heute bei 986 Franken für eine Einzelperson und bei 2111 Franken für ein Paar mit zwei Kindern. Im Gegenzug, so die Ökonomen, könne man jenen, die sich um einen Job bemühten, höhere Integrationszulagen bezahlen.

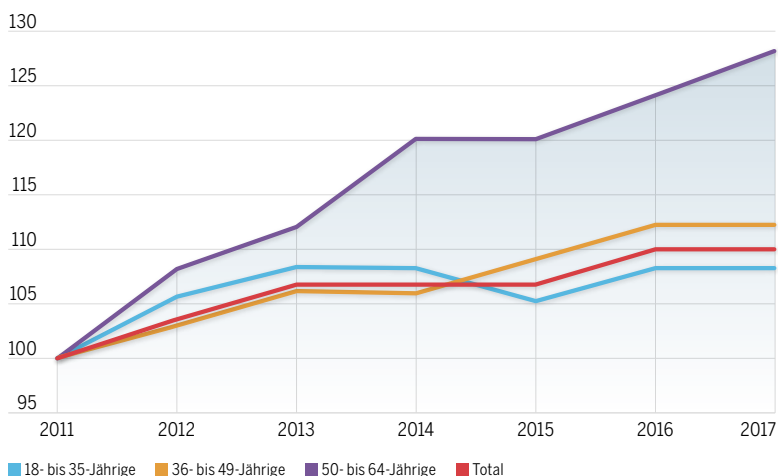
Die Skos hat nun mit einer Studie des Büros für arbeits- und sozialpolitische Studien Bass gekontert. Diese sieht Abstriche am Grundbedarf schlicht als unzumutbar an. Würde das ohnehin schon knappe Budget um 30 Prozent gekürzt, blieben einer Familie nur zwanzig Franken pro Tag für Lebensmittel. Damit könne man sich nicht gesund ernähren, leiden würden an erster Stelle die Kinder, heisst es. Dass die Schweiz ihre Armen hungern lässt, ist natürlich eine schlimme Vorstellung, nur: Stimmt sie auch?

Ein Budget von zwanzig Franken pro Tag ist sicher nicht üppig, doch kann man mit diesem Betrag durchaus vernünftig kochen. Gerichte mit Reis, Teigwaren, Kartoffeln, mit Linsen oder Soja kosten keine zehn Franken. Wer auf Aktionen achtet, kann die Familie für rund acht Franken mit Früchten für die ganze Woche versorgen, für zehn bis zwölf Franken hat man an sieben Tagen die Woche Gemüse oder Salat auf dem Tisch. Davon abgesehen, stimmt die Fünfliber-Rechnung der Skos ohnehin nicht. Denn der frei einteilbare Grundbedarf umfasst neben dem Geld für Lebensmittel viele weitere Posten. Zum Beispiel den stattlichen Betrag von 352 Franken für Internet, TV und Handy. Wer sich nach einem günstigen Abonnement umtut, kann mehr fürs Essen ausgeben. Oder wer in Kleiderbörsen nach Jacken oder Schuhen für die Kinder stöbert, wird nicht jeden Monat 193 Franken für Kleider aufwenden.

Auch das Argument, dass Kinder aus Sozialhilfefamilien in der Freizeit (heute 208 Fran-

## Sozialhilfequote, indiziert

In Prozent, 2011–2017 (2011 = 100)

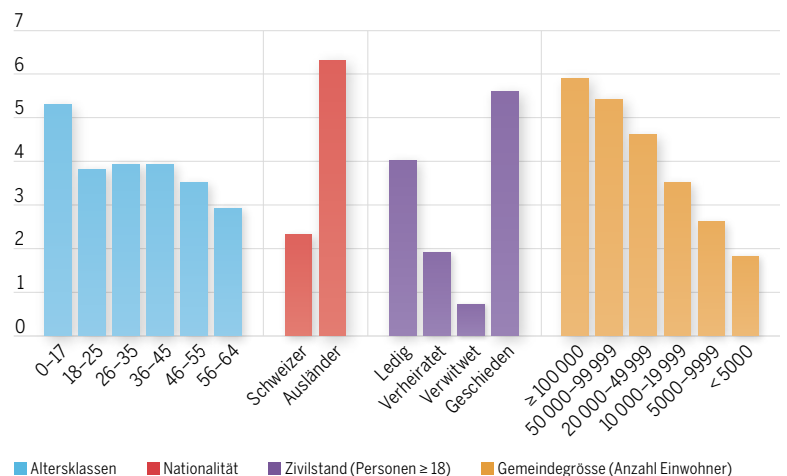


QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, SOZIALHILFESTATISTIK (SHS)

*Ist die Sozialhilfe zu attraktiv?*

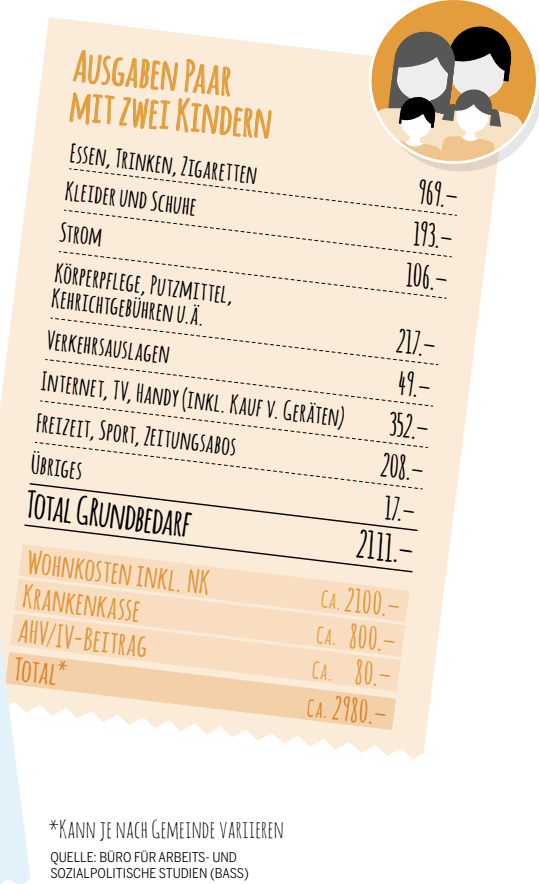
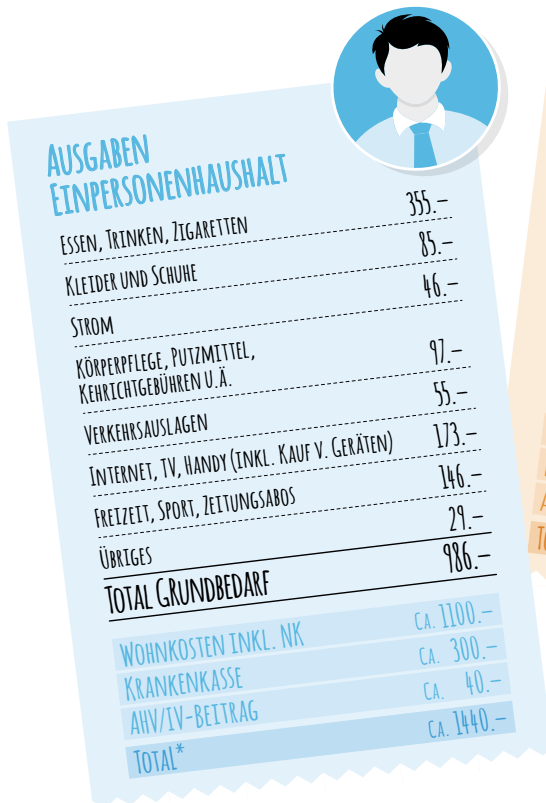
## Sozialhilfequote

In Prozent, nach Alter, Nationalität, Zivilstand und Gemeindegrösse, 2017



QUELLE: BUNDESAMT FÜR STATISTIK, SOZIALHILFESTATISTIK (SHS)





**Positiver Leidensdruck:** durchschnittliche Sozialkosten pro Monat.

ken pro Monat) über Gebühr eingeschränkt wären und keinen Sport mehr treiben könnten, hat mit der Realität wenig zu tun. An den Kindersportkursen beispielsweise, die viele Gemeinden anbieten, dürfen Kinder aus bedürftigen Familien häufig umsonst teilnehmen. Bücher kann man sich in der Bibliothek ausleihen, Spiele in der Ludothek. Die Musikschule können Kinder aus sozialhilfeabhängigen Familien meist kostenlos besuchen.

Dass ein Kind zwangsläufig dick und dumm wird, wenn die Eltern wenig Geld haben, stimmt also nicht. Und dass es stigmatisiert wird, wenn es nicht überall mittun kann, auch nicht. Es gibt viele finanziell gutgestellte Eltern, die beim Konsum- und Vergnügungswahn bewusst nicht mitmachen, die mit den Kindern am Wochenende in den Wald gehen statt in den Wasserpark und die nicht daran denken, ihrem Nachwuchs regelmässig elektronische Gadgets zu kaufen.

Dass man mit dem Grundbedarf anständig leben kann, zeigt sich zudem am Umstand, dass auch jene Haushalte, denen es finanziell gutgeht, im Alltag kaum viel mehr Geld für Essen, Kleider und Freizeit ausgeben. Laut der Bass-Studie wenden die unteren 50 Prozent sämtlicher Einzelhaushalte durchschnittlich 1194 Franken für den Grundbedarf auf, also bloss 200 Franken mehr, als einem Sozialhilfebezüger zur Verfügung steht.

Weiter geht die Skos bei ihrer Rechnung grosszügig darüber hinweg, dass der Grund-

bedarf der kleinste Teil ist, den ein Sozialhilfebezüger erhält. Daneben bezahlt die öffentliche Hand auch die Wohnung, übernimmt die Krankenkassenprämien (oder jenen Teil, der nicht über die Prämienverbilligung finanziert wird) und richtet zudem die sogenannten situationsbedingten Leistungen (SIL) aus, bei denen es sich um ein wenig übersichtliches Sammelsurium von Sonderposten handelt. Bei den «grundversorgenden» SIL hat die Gemeinde praktisch keinen Spielraum und muss die Kosten übernehmen: etwa für Brillen, Zahnarztbehandlungen oder Dentalhygiene; das Lamento, dass Bedürftige mit schlechten Zähnen durchs Leben gehen müssten, gehört also ins Reich der Märchen.

**Klügeres Anreizsystem**

Daneben gibt es die «fördernden» SIL, welche die Gemeinde weitgehend nach eigenem Ermessen ausrichten kann. Darunter fallen beispielsweise Beiträge an Möbel (in Luzern etwa wird für einen Staubsauger 180 Franken, für einen Teppich 200 Franken bezahlt), an Umzugskosten oder die Auslagen für Spielgruppen, Mittagstische oder Deutschkurse. Hinzu kommen Integrationszulagen von rund 100 bis 200 Franken, wenn jemand ein Praktikum oder sonst etwas Nützliches macht.

Summa summarum erhält eine vierköpfige Familie also für Grundbedarf, Miete und Krankenkassenprämien in jedem Fall über 5000 Franken Sozialhilfe. Je nach Bedürfnis kom-

men wie erwähnt situationsbedingte Leistungen hinzu, die sich ebenfalls auf stattliche Summen belaufen können. Das Ganze ist notabene steuerfrei.

Muss da nicht auch die Skos zugeben, dass die Sozialhilfe attraktiv ist? Und zwar nicht nur, wenn man sie mit den Einkommen in Tieflohnbranchen vergleicht, sondern auch mit den Löhnen von Mittelständlern wie Schreibern oder Physiotherapeuten?

Für Bettina Seebeck, stellvertretende Geschäftsführerin der Skos, gibt diese Darstellung ein unzutreffendes Bild wieder. Wer wenig verdiene, erhalte ebenfalls staatliche Unterstützung, beispielsweise mit der Prämienverbilligung. Und bei den SIL würden die Gemeinden sehr genau hinschauen, ein neuer Teppich werde nicht einfach so bezahlt. Den Sozialhilfebezüger bleibe zum Leben nur der knapp bemessene Grundbedarf, der ein Abgleiten an den Rand der Gesellschaft verhindern solle. «Die Sozialhilfe muss sich am Bedarf der Personen orientieren, sie gibt also nur die hohen Lebenshaltungskosten in der Schweiz wieder», so Seebeck.

Ein Gutteil der Steuerzahler dürfte es indes als stossend ansehen, wenn man mit Sozialhilfe in der Schweiz gleich gut oder teils sogar noch besser leben kann als mit Arbeit. Und es dürfte weithin Konsens sein, dass man mit den Ansprüchen runtermuss, wenn man der Allgemeinheit auf der Tasche liegt. Bleibt die Frage, ob ein tieferer Grundbedarf allein tatsächlich genug Anreize schafft, damit die Leute vermehrt den Ausstieg aus der Sozialhilfe suchen.

Die Aargauer SVP-Grossrätin Martina Bircher, Urheberin der erfolgreich überwiesenen Sozialhilfe-Vorstösse an die Aargauer Regierung, ist vorsichtig optimistisch. Sie sieht zudem einen anderen Vorteil. Schon heute kann eine Gemeinde laut Skos-Richtlinien bei Personen, die keine Arbeit annehmen wollen oder Integrationsprogramme kategorisch ablehnen, den Grundbedarf um 30 Prozent reduzieren. Doch werde der Entscheid angefochten, könne es Monate dauern, bis man die Sanktion durchsetzen könne, erzählt Bircher. «Mit der neuen Regelung kann sich die Gemeinde dieses aufwendige juristische Geplänkel um Sanktionen sparen und hat endlich eine bessere Handhabe gegen renitente Sozialhilfebezüger.»

Während die Bürgerlichen also auf Kürzungen und auf ein klügeres Anreizsystem setzen, hoffen linke Kreise auf eine Bundeslösung. Seit Jahren schon fordern sie, dass der Bund ein Rahmengesetz zur Sozialhilfe erarbeite; entsprechende Vorstösse sind im Parlament hängig. Das wäre aber mit Sicherheit der falsche Weg. Eine Mitverantwortung des Bundes dürfte zwar Kantone und Gemeinden finanziell entlasten, ihr Leidensdruck wäre nicht mehr so gross. Doch dann wäre es wohl auch mit der Bereitschaft vorbei, die Sozialhilfe zu reformieren.



«Umfangreiches Geständnis»: Chefermittler Khiame.

## Einsame Wölfe und ihre Helfer

Die Enthauptung von zwei skandinavischen Touristinnen sorgt in Marokko für Bestürzung. Neben den Hauptverdächtigen hat die Polizei zwei mutmassliche Dschihadisten aus Genf verhaftet. Recherchen vor Ort vermitteln einen Einblick in menschliche Abgründe hinter dem religiösen Terror. *Von Alex Baur*

Das Bureau central d'investigation judiciaire (BCIJ) befindet sich in einem modernen Betongebäude gleich neben dem monumentalen Bezirksgericht von Salé und dem Untersuchungsgefängnis, auf halber Strecke zwischen der marokkanischen Hauptstadt Rabat und dem Flughafen. Eine Armada verummter und schwerbewaffneter Soldaten signalisiert dem Besucher, dass mit der Eliteeinheit, die sich ausschliesslich um Terrorismus und organisierte Kriminalität kümmert, nicht zu spassen ist. Wenn Abdelhak Khiame, der Chef der Superermittler, einen Fall gar selber in die Hand nimmt, dann ist die Lage sehr ernst. Khiame gehört nach König Mohammed VI., dessen Bild übergross hinter seinem Pult hängt, zu den mächtigsten Männern im Land.

Khiame – er spricht, wenn auch mit einem betont arabischen Akzent, tadellos Französisch – kommt ohne Umschweife zur Sache.

Nach der Enthauptung von zwei jungen skandinavischen Touristinnen letzten Dezember im Atlasgebirge bei Imlil – das Massaker dominierte in Marokko tagelang die Schlagzeilen – hat seine Einheit 22 Verdächtige festgenommen. Unter ihnen befindet sich auch ein Schweizer: Kevin Z., ein 25-jähriger Genfer, der seit 2015 in Marrakesch lebt. Und noch während des Interviews mit Khiame, so erfahren wir später, wird in Témara, einem Vorort von Rabat, ein zweiter Genfer verhaftet: Nicholas P., 32 Jahre alt, ein alter Bekannter von Kevin Z.

### Mit freundlichen Grüssen ans Fedpol

Die beiden Konvertiten aus der Schweiz hatten sich, so viel scheint gesichert, in der Grande Mosquée de Genève kennengelernt; beide befanden sich wegen Verdachts auf islamistische Umtriebe schon lange auf dem Radar der euro-

päischen Nachrichtendienste; Nicholas P. wurde 2015 deswegen sogar die Einreise nach Frankreich verweigert. Beide zogen etwa im gleichen Zeitraum nach Marokko, beide pendelten regelmässig zwischen Genf und Nordafrika. Und Abdelhak Khiame lässt durchblicken, dass man es in Marokko geschätzt hätte, wenn die Bundesanwaltschaft das BCIJ schon früher über die beiden informiert hätte. Immerhin sei er selber schon zweimal nach Bern gereist, das Fedpol habe einen Verbindungsmann in Rabat stationiert. An bilateralen Kontakten und Verbindungen mangelt es nicht.

Dass die beiden Schweizer direkt in die von den Tätern auf Video aufgezeichnete und über die sozialen Medien verbreitete Schlächterei involviert gewesen wären, wird nicht behauptet. Bezüglich Nicholas P. sind die Ermittlungen erst angelaufen (siehe Kasten). Der bereits seit dem 29. Dezember 2018 inhaftierte Kevin Z. be-

fand sich zur fraglichen Zeit mit seiner Frau Fatima und dem dreijährigen Sohn sogar in der Schweiz. Aber Khiame lässt in Bezug auf Kevin Z. keine Zweifel aufkommen: «Ihr Landsmann hat ein umfangreiches Geständnis abgelegt, die Rolle, die er bei den Vorfällen von Imlil spielte, steht fest. Er hat uns vom Umfeld erzählt, von den Treffen mit den Attentätern, auch vom Grad seiner Beteiligung und von der Definition der Ziele des Anschlags.»

Worin dieser «Grad der Beteiligung» genau bestand, will Khiame allerdings nicht preisgeben. Nach dem Entscheid des Haftrichters haben die Ermittler nach marokkanischem Recht maximal ein Jahr Zeit, um vor Gericht eine Anklage zu erheben. Grundlage ist das Terrorismusgesetz, gemeinhin auch als «loi no. 03-03» bekannt, welches Marokko nach den Selbstmordanschlägen in Casablanca (33 Todesopfer) vom Mai 2003 erliess und das unter anderem auch die Todesstrafe vorsieht. Die Rolle, die ein Verdächtiger innerhalb einer Terrorzelle spielte, muss seither nicht mehr bis ins Detail aufgeschlüsselt werden. Wenn er ihre Ziele auf irgendeine Weise «unterstützt» hat, reicht das bereits für eine drakonische Strafe.

Nach dem Massaker von Casablanca blieb es acht Jahre lange relativ ruhig in Marokko, bis zum Bombenanschlag in Marrakesch (2011). Beide Terroranschläge wurden al-Qaida zugeschrieben. Im Königreich setzt man alles daran, den Terrorismus im Keim zu ersticken. Gemäss Khiame liegt der Schlüssel zum Erfolg bei einer strikten Kontrolle der Moscheen, bei Umerziehungsprogrammen in den Gefängnissen und einer professionellen Arbeit der Geheimdienste. Gemäss seiner Statistik hat das BCIJ seit 2015 insgesamt 976 Verdächtige verhaftet und 61 Terrorzellen zerschlagen. Die meisten davon wurden dem IS zugerechnet. 110 marokkanische Dschihadisten, die aus

Syrien, dem Irak oder Libyen heimgekehrt waren, wurden zu meist langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt.

### Beliebiger Ziel

Der 25-jährige Abdessamad al-Joud, der mutmassliche Anführer der Attentäter von Imlil, wurde 2014 von der Polizei auf dem Weg nach Syrien abgefangen und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Auf Befehl des Kassationsgerichtes kam er nach einem Jahr jedoch wieder frei. Die Polizei behielt den jungen Mann auf dem Radar. Doch er agierte nun vorsichtiger. Es war just die Zeit, als Kevin Z. erstmals in Marokko auftauchte. Ursprünglich wollte er eine Koranschule im Süden des Landes besuchen. Auf dem Busbahnhof von Marrakesch traf er zufällig einen Mann, der ihn zu einer nicht registrierten Moschee brachte. Dort lernte er einen Imam kennen, der heute zu den 22 Verhafteten gehört und der offenbar auch in Kontakt zu al-Joud stand.

### Im Jugendvollzug legte man ihm den Koran und die Bibel zur Auswahl vor, sagt die Mutter.

Kevin Z. ist Sohn einer Spanierin und eines gebürtigen Kolumbianers, der infolge einer Adoption die Schweizer Staatsbürgerschaft erhalten hatte. Nach der Scheidung seiner Eltern kam Kevin in ein Kinderheim. Als Teenager landete er wegen zahlreicher kleinerer Delikte in der Genfer Jugendvollzugsanstalt La Clairière. Dort konvertierte er zum Islam. Nach den Aussagen seiner Mutter soll man ihm im Vollzug den Koran und die Bibel zur Auswahl vorgelegt haben. Später traf Kevin Z. in der Grande Mosquée de Genève auf Dschihad-Reisende und zwei extremistische französische Imame, die inzwischen des Landes ver-



*Prestige:* Verdächtiger Kevin Z.

wiesen worden sind. Gemäss der Darstellung von Chefermittler Abdelhak Khiame trafen sich die vier Haupttäter, welche die beiden jungen Skandinavierinnen bei Imlil geköpft haben sollen, am 12. Dezember 2018 in der Wohnung eines der Komplizen. Sie beschlossen, dass «etwas getan» werden müsse. Zusammen posierten die «hateful four», wie sie in Marokko in Anspielung auf einen Filmtitel mitunter genannt werden, vor einer schwarzen Fahne des IS. Der Anführer al-Joud kündigte Rache für die gefallenen IS-Krieger in Syrien an und pries den Führer Abu Bakr al-Baghdadi. Mit einem Handy zeichneten die vier jungen Männer die Session auf.

Am 13. Dezember verbreiteten sie die Botschaft via Telegram, eine Kommunikationsplattform, die von den Ermittlern schwer zu knacken ist und die deshalb von Dschihadisten gerne benutzt wird. Am 14. Dezember zogen die vier los, zuerst in einem Taxi, danach zu Fuss, in Richtung Imlil. Das neunzig Kilometer südlich von Marrakesch gelegene Dorf am Rand des Atlasgebirges ist als Trekking-Destination bekannt. Die Männer suchten nach einem beliebigen Ziel. Das konnten Ordnungskräfte oder Touristen sein. Ihre Bewaffnung bestand aus einfachen Küchenmessern und Steinschleudern.

Eine Polizeikontrolle passieren sie ungehindert. Einen britischen Mountainbiker lassen sie am Leben, nachdem er sich als Muslim zu erkennen gegeben hat. Zwei Tage irren die vier Desperados durch die Gegend, bis sie am Fuss des bekannten Mont Toubkal auf Louisa Vesterager, 24, und Maren Ueland, 28, treffen. Die Studentinnen aus Norwegen campieren auf dem freien Feld. Es ist der 16. Dezember, ein Sonntag. Gegen 19 Uhr bauen die Attentäter rund 150 Meter von den Skandinavierinnen entfernt ihr eigenes Zelt auf. Während einer



*Küchenmesser und Steinschleudern:* «Daesch»-Attentäter von Imlil, Bekennervideo.

## Lebenslauf

# Heiler und Islamist

## Wie aus dem Grafiker Nicholas P. ein Terrorverdächtiger wurde.

Der wegen Verbindungen zum IS letzte Woche in Marokko verhaftete 32-jährige Nicholas P. stammt aus einer wohlhabenden Genfer Familie. Wie sein Schwiegervater gegenüber der *Weltwoche* erklärte, habe der Mann nach dem Besuch einer internationalen Privatschule eine Lehre als Grafiker abgeschlossen. Da Nicholas P. keine Arbeit auf seinem Beruf gefunden habe, jobbte er als Gärtner und Taxifahrer. Während eines einjährigen Sprachaufenthalts in Spanien sei er 2010 zum Islam übertreten. Drei Jahre später konvertierte auch seine damalige Freundin und heutige Ehefrau, mit der er zwei Kinder zeugte. Diese sind heute zwei und fünf Jahre alt.

Vor rund drei Jahren habe Nicholas P. in der Bretagne ein Diplom in alternativer islamischer Heilkunde (Hidschama) erworben. 2017 zog er mit Frau und Kindern nach Marokko, wo die Familie in einem Vorort von Rabat nahe dem Strand lebt. Beide pflegten ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern, auch wenn sie die Religion nicht teilten. Nicholas P. reiste regelmässig in die Schweiz, um als Heiler seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Im Juni 2018 wurde er bei der Einreise nach Frankreich wegen Verdachts auf islamistischen Extremismus angehalten und mit einer einjährigen Einreiseperrre belegt, jedoch nicht verhaftet.

Den ebenfalls in Marokko inhaftierten Kevin Z. (siehe Haupttext) lernte Nicholas P. in der Grande Mosquée de Genève kennen. Gemäss seiner Ehefrau stehen die beiden seither in lockerem Kontakt. In der Moschee kam P. auch in Kontakt mit zwei extremistischen Imamen, die mit einer Einreiseperrre belegt sind, sowie mit mindestens zwei Dschihadreisenden. Gemäss der regierungsnahen marokkanischen Zeitung *Assabah* soll Nicholas P. zusammen mit dem Dschihadisten Daniel D. 2016 in der Schweiz Anschläge auf das Fedpol und andere Ziele geplant haben.

Zu diesen Vorwürfen erklärte seine Frau auf Anfrage, viele in der Genfer Moschee hätten Kontakt zu den extremistischen Predigern und Dschihadisten gehabt. Nicholas P. habe diese Verbindung aber bewusst abgebrochen. Er habe die Betroffenen auf seinem Handy sogar gesperrt. Mit den Attentätern von Imlil habe er keinen Kontakt gehabt. *Alex Baur*

von ihnen nach Marrakesch zurückfährt – angeblich um die Flucht vorzubereiten –, legen sich die anderen drei schlafen. Sie stellen einen Handywecker auf Mitternacht.

Pünktlich schreiten sie zur Tat. Eine der Frauen hört die Täter offenbar kommen. Sie wird vor dem Zelt niedergemetzelt. Die andere überraschen die Attentäter im Schlaf. Sie köpfen die junge Frau ohne Umschweife. Einer der Täter filmt das Massaker mit dem Handy.

Die Täter fliehen zu Fuss. Ihr Zelt lassen sie zurück, ebenso die Identitätskarte ihres «Emirs» Abdessamad al-Joud. Die Welt soll wissen, wer er ist. Den Clip der Enthauptung verschicken sie via Telegram sofort an achtzehn Glaubensbrüder. Diese stellen die fürchterliche Video-Aufzeichnung ins Netz, wo sich diese rasend schnell verbreitet.

Die Leichen der Skandinavierinnen werden bereits am folgenden Montagmorgen ent-

## Junge Männer sehen im Dschihad eine Chance auf den schnellen sozialen Aufstieg.

deckt. Während die Ermittlungen des BCIJ anlaufen, übernachten die drei Attentäter im Freien. Sie schneiden sich die Bärte. Der Komplize, der sich abgesetzt hatte, wird bereits am folgenden Tag verhaftet. Er gibt die Namen der drei Haupttäter preis. Diese werden in den frühen Morgenstunden des 20. Dezember von Polizisten gesichtet, als sie einen Bus nach Agadir besteigen. Das BCIJ wartet zu. Da zu befürchten ist, dass die Verdächtigen Sprengstoff auf sich tragen und sich in die Luft sprengen, werden sie erst verhaftet, nachdem der Bus den Busbahnhof von Marrakesch verlassen hat.

Von Agadir wollten die Attentäter gemäss den Ermittlungen über El-Ayoun nach Mali und von dort eventuell nach Somalia weiterreisen, um sich dem IS anzuschliessen. Den Grund ihrer Radikalisierung kann der Chefermittler Khiame nicht nennen. Zwei der Täter stammen aus einem ländlichen Milieu, zwei aus der Stadt; sie sind zwischen 25 und 33 Jahre alt, kannten sich zum Teil seit ihrer Kindheit; keiner verfügte über eine höhere Bildung oder ein geregelttes Einkommen.

Ein klassisches Täterprofil oder eine Hierarchie ist gemäss Khiame nicht auszumachen. Er redet deshalb von «einsamen Wölfen», die sich in losen Rudeln sammeln. Es gebe wohl Anführer, aber keine Befehlsstruktur. Jeder der vier Täter handelte letztlich autonom. Das macht den Kampf gegen den «Daesch», wie die moderne Form des Terrorismus im arabischen Raum genannt wird, extrem schwierig.

### Von einer Null zum Helden

Der in Marokko bekannte Journalist und Politologe Abdellah Tourabi teilt die Einschät-



*Eintöniger Alltag:* Ehefrau Fatima.

zung bezüglich der «einsamen Wölfe». Bei al-Qaida habe es noch Scheichs oder Imame gegeben, die konkrete Befehle erteilten, sagt er im Gespräch mit der *Weltwoche*. Natürlich seien auch die Aktivisten des «Daesch» untereinander vernetzt. Doch eine zentral gelenkte Strategie sei nicht zu erkennen. Die Radikalisierung erfolgt online, die Zellen verbreiten sich wie Krebsgeschwüre, sie schlagen zu, wenn es ihnen passt, irgendwo und irgendwann.

Das soziale und wirtschaftliche Ungleichgewicht – zweifellos ein grosses Thema in Marokko, wo sich zwischen den modernen Städten an der Küste und den oft archaisch anmutenden ländlichen Gegenden Abgründe auftun – liefert nach seiner Meinung keine Erklärung. Die Extremisten kämen aus allen sozialen Klassen. Doch die «promotion sociale» sei sicher ein wichtiger Faktor: Vor allem junge Männer sähen im Dschihad eine Chance für den schnellen sozialen Aufstieg, «de zéro à héros» – von einer Null zum Helden, vom Versager zum allmächtigen Gebieter über Leben und Tod.

Bleibt die Frage, welche Rolle der Genfer Kevin Z. in dieser Zelle spielte. Hat er den Attentätern, wie behauptet wird, wirklich das Schiessen beigebracht? Für ihr fürchterliches Verbrechen brauchten die Mörder nicht mehr als Küchenmesser und Steinschleudern. Den Umgang mit Letzteren hatten sie auf der Jagd nach Vögeln selber gelernt, dafür brauchten sie keine Nachhilfe aus der Schweiz. Es darf auch bezweifelt werden, dass sie auf die logistische Unterstützung des Genfers angewiesen waren, um Telegram zu bedienen und Brutalo-Clips aus Syrien herunterzuladen.

Die Unschuldsvermutung ist in Anbetracht dieser Ausgangslage mehr als bloss eine oblique Floskel. Es gibt auch in Marokko kriti-



**Traum von der Schweiz:** Erinnerungen an Genf.

sche Stimmen. So titelte etwa die Zeitung *Maghreb online* unverblümt: «Der verhaftete Schweizer bezahlt die Kosten für den schlechten Ruf der Marokkaner in Europa.»

### Ein Häuflein Elend

Maitre Saad Sahli, der Anwalt von Kevin Z., kann nicht wirklich weiterhelfen. «Sie wissen mehr über den Fall als ich», sagt er in einem Gespräch, das nach wenigen Minuten beendet ist. Er habe keine Akteneinsicht gehabt, als er Kevin Z. in Rabat vor dem Haftrichter vertrat. Der Genfer habe seine Unschuld beteuert und versichert, er habe nichts mit dem Attentat zu tun. Der Mann sei überzeugt gewesen, das Haftgericht als freier Mann zu verlassen. Nach der Verhandlung, die gerade mal dreissig Minuten dauerte, sei er in Tränen ausgebrochen.

Immerhin gelingt es uns, die Ehefrau von Kevin Z. für ein Gespräch zu gewinnen. Sie lebt, rund vier Autostunden von Rabat entfernt, in Marrakesch. Treffpunkt: das «Café Argana», im Zentrum an der famosen Djemaa el-Fna. Das Lokal wurde im April 2011 von Terroristen in die Luft gesprengt, siebzehn Menschen starben, zwanzig wurden verletzt. Doch heute zeigt sich Marrakesch anmutiger als auf jeder Postkarte. Die Aussicht auf dem Balkon im Obergeschoss über den pulsierenden Markt, die herausgeputzten Parks, die ockerfarbenen Paläste und die schneebedeckten Gipfel des Atlas ist atemberaubend. Fatima erscheint auf die Minute: eine grossgewachsene und selbstbewusste Frau mit Kopftuch, einer modisch taillierten Lederjacke und einem eleganten Rock, der ihre Stöckelschuhe diskret bedeckt.

Fatima lernte den ein Jahr jüngeren Kevin Z. 2015 kurz nach seiner Ankunft in Marrakesch kennen. Sie arbeitete im Hotelfach. Ein

Zufall habe sie zusammengebracht. Er habe sein Handy verloren, erzählt sie, ihre Mutter habe dieses gefunden, und sie habe den Besitzer ausfindig gemacht. Kevin habe unbedingt eine Familie und Kinder haben wollen. Als die beiden im Februar 2016 zivil heirateten, sei sie bereits schwanger gewesen. Ein halbes Dutzend Angehörige sei zur Feier aus der Schweiz angereist. Ihr Sohn sei drei Monate später zu Welt gekommen, in Genf.

Gemäss ihrer Darstellung lebte das junge Paar mit dem Kind die meiste Zeit in der Schweiz, in der Wohnung seiner Mutter. Kevin Z. beziehe wegen psychischer Probleme eine IV-Rente – vielleicht 1300 oder 1500 Franken, so genau wisse sie es nicht –, er besuche einen Therapeuten. In Marrakesch hatte das Paar für umgerechnet 200 Franken im Monat eine Wohnung angemietet. Der Vertrag sei auf Ende Jahr ausgelaufen. Man habe geplant, nach Genf zu ziehen, um dem bald dreijährigen Sohn eine bessere Zukunft zu bieten. Zwischen dem 12. Dezember – also dem Tag, als die Attentäter von Imlil ihr IS-Video aufzeichneten – und dem 19. Dezember sei Kevin Z. mit ihr in Genf gewesen.

Die Attentäter, so versichert Fatima, habe sie nie gesehen. Sie sei keine Islamistin, das Kopftuch trage sie erst seit der Heirat, weil das in Marokko so üblich sei. Sie stamme aus einer mittelständischen Familie, ihr Vater sei ein pensionierter Armeeoffizier. Ihr Traum wäre es, vielleicht eines Tages in der Schweiz als Designerin zu arbeiten. Kevin spreche kaum Arabisch, er beherrsche höchstens ein paar Suren, die er beim Gebet herunterleiere «wie einer, der einen englischen Schlager mitsingt, ohne Englisch zu verstehen». Sein Wissen über Computer sei rudimentär: «Er ist kaum in der Lage, ein Flugticket online zu

### Das militärische Training sei in Wahrheit ein geselliger Anlass auf einer Paintball-Anlage gewesen.

buchen.» Da er jeweils erst um 10 oder 11 Uhr aufgestanden sei, habe er das erste Morgengetebe regelmässig verpasst. Die Vorstellung, dass ihn Islamisten als geistigen Führer anerkannt hätten, sei lächerlich. Das militärische Training, das ihm heute angedichtet werde, sei in Wahrheit ein geselliger Anlass auf einer Paintball-Anlage am Stadtrand von Marrakesch gewesen.

Der Alltag des jungen Rentnerpaars war gemäss ihren Schilderungen ziemlich eintönig. Am Morgen habe Kevin jeweils mit dem Kleinen im nahen Park gespielt, während sie kochte. Nach dem Essen sei er losgezogen, um sich mit Freunden in einem Café zu treffen, wo gekiffert und Billard gespielt wurde. Er habe täglich Haschisch geraucht. Am Abend habe er den Kleinen ins Bett gebracht und

ihm eine Gutenachtgeschichte erzählt. Seine grösste Leidenschaft sei der Fussball gewesen. Statt für den FC Servette habe er in Marokko für Raja Casablanca gefiebert. Arbeit sei nicht sein Ding gewesen: «Er erträgt die Routine nicht, er hat keine Ausdauer.»

Am 29. Dezember habe man eigentlich die Nachmittagsvorstellung im «Cinéma Mégarama» besuchen wollen: «Bumblebee», ein amerikanischer Science-Fiction-Streifen der billigeren Sorte. Weil man sich verspätete, habe man in einer Mall etwas gegessen, Kevin sei zwischendurch nach Hause gegangen, um einen Joint zu rauchen. Dort sei er von sechs schwerbewaffneten Polizisten verhaftet worden. Die Beamten hätten die ganze Wohnung durchsucht, aber nichts Verdächtiges gefunden. Noch am gleichen Abend sei Kevin Z. nach Rabat überführt und dort verhört worden.

Morgen für Morgen reiste Fatima in der folgenden Woche mit dem Frühzug nach Rabat, um ihren Mann im Untersuchungsgefängnis zu besuchen. Viermal liess man sie abblitzen, am 7. Januar durfte sie Kevin Z. vierzig Minuten lang sehen. Er habe immer noch das T-Shirt von Raja Casablanca angehabt, mit dem er verhaftet wurde, ein Häuflein Elend. Er sei nicht physisch misshandelt worden. Unter dem Eindruck der Verhaftung und müde von der langen Fahrt nach Rabat, so vermutet sie, habe er im Verhör wohl Dinge gesagt, die er besser nicht gesagt hätte. Doch sie sei sicher, dass er mit dem Blutbad von Imlil nichts zu tun hatte, dass er das Verbrechen vielmehr verabscheue.

Gewiss, das sind die Worte einer verzweifelten Frau, die damit rechnen muss, ihren Sohn ohne den Vater aufzuziehen. Auf den ersten Blick mögen sich die Darstellung von Polizeichef Khiame und Fatima diametral widersprechen. Es wäre aber auch denkbar, dass beide auf ihre Art die Wahrheit sagen. Es ergäbe sich daraus die Geschichte von einem verwahrlosten und haltlosen Burschen, der im starren Korsett des orthodoxen Islam einen Halt fand und in der Moschee einen Familienersatz. Wenn er tatsächlich an psychotischen Störungen litt, die ihm die IV offenbar attestierte, wäre das Kiffen wohl eher die Ursache, sicher aber nicht die geeignete Medizin.

Mag sein, dass eher das Haschisch Kevin Z. nach Marokko lockte denn die Religion. Mit seiner IV-Rente war er hier ein gemachter Mann. Wenn er seinen neuen Freunden sadistische IS-Clips aus Syrien vorspielte und von seinen Verbindungen zum Dschihad orakelte, mag das sein soziales Prestige erhöht haben. Wenn es so war, dann war es für Kevin Z. nicht mehr als wichtigtueriesches Gehabe, ein Spiel. Nicht aber für die Behörden. Wenn der Genfer von den mörderischen Plänen wusste und nichts dagegen unternahm, könnte das in Marokko gemäss der «loi no. 03-03» für eine lange Gefängnisstrafe reichen. ○



Realistischer als der Energiestrategie-Zauber.

# Kernkraft gegen Sonne

Die Kosten für die Schweizer Energiewende mit dem Ersatz der Kernkraft durch Wind- und Solarenergie sind gigantisch hoch. Neue Nuklearanlagen wären viel wirtschaftlicher.

Von Emanuel Höhener und Silvio Borner

Im Mai 2017 hat das Schweizer Volk mit der Zustimmung zum Energiegesetz im Prinzip ja gesagt zur sogenannten Energiestrategie 2050 (ES 2050), die einen Ersatz der Kernkraft primär durch Solar- und Windenergie vorsieht. Damals war heftig umstritten, wie teuer dieser Totalumbau werden würde. Die im Abstimmungsbüchlein offiziell dargestellten Kosten von 40 Franken pro Jahr und Haushalt kontrastierten stark mit unseren Berechnungen von 2014. Diese ergeben Investitionskosten von 100 Milliarden Franken. Noch greller war der Kontrast zu den 3200 Franken pro Jahr und Haushalt, die das Nein-Komitee als Kosten der Energiewende errechnet hatte. Weiss man heute mehr?

Natürlich sind solche Langzeitprognosen mit extremen Unsicherheiten verbunden. Die enorme Spannweite der Kostenschätzungen hätte jedoch dem Stimmvolk erklärt werden müssen. Alt Bundesrätin Leuthard betonte einfach immer wieder, die Kernkraft sei kostenmässig längst von Wind und Sonne verweht. Aus heutiger Sicht ist klar, dass der offizielle Betrag von 40 Franken pro Jahr und Haushalt nicht eine statistische Fehlleistung (wie bei der Heiratsstrafe) war, sondern eine bewusste Fehlleitung der Bevölkerung.

Wir legen hier die Grundzüge einer vernünftigen Kostenschätzung dar und beschränken uns dabei auf den Vergleich der Kernkraft mit der Solarenergie und einem geringen Anteil Windkraft (11 Prozent), welche wegen des riesigen Platzbedarfs, der schwachen Winde und des Landschaftsschutzes in der Schweiz eine Nische bleiben wird. Bis 2035 werden Geothermie sowie Biomasse und Wasser kein oder kaum zusätzliches Potenzial haben. Die folgenden Investitionsvergleiche stützen sich auf praxisbewährte Fakten und nicht auf Modellsimulationen. Die Datenbasis kann auf unserer Homepage abgerufen werden ([www.c-c-netzwerk.ch](http://www.c-c-netzwerk.ch)).

## Weniger für mehr

Direkte Kostenvergleiche zwischen verschiedenen Technologien zur Stromproduktion sind nur zulässig für die plan- und steuerbare Grundlast-Stromproduktion rund um die Uhr. Dazu eignen sich Energieträger wie Erdgas, Erdöl, Kohle, Kernkraft und Geothermie – aber nicht Solarenergie. Die reinen Produktionskosten (sog. *levelized costs*) sind für den Solarbereich nicht massgebend, weil dieser

weitestgehend durch eine variable und nicht steuerbare Produktion geprägt ist, die pro eingesetzten Franken einen viel geringeren Wert für das Versorgungssystem aufweist. Anders gesagt: Solarenergie ist völlig instabil, wetterabhängig und erst noch «leistungsdünn». Aus gesamtwirtschaftlicher Perspektive sind Anlagen mit derart un-steter Produktion – bekannt auch als Flatterstrom – viel weniger wert als etwa gleich teure Investitionen, die eine konstante Grundlastenergie erbringen. Für die Verbraucher im Stromnetz heisst das: Entweder müssen sie mit Stromausfällen leben, oder eine einiger-massen sichere Versorgung kostet viel mehr als vorher.

Die Lücke zwischen dem Marktwert von Solaranlagen und jenem von verlässlichen Energiequellen ist krass und wird zudem umso grösser, je höher der Anteil der unzuverlässigen Flatterkapazitäten im System ist – da können die Solarzellen noch so billig werden. Weil die Leistungsdichte der Sonne (bei uns rund 10 Watt pro Quadratmeter, über das Jahr gemittelt) nicht erhöht werden kann, braucht es eine steigende Unterstützung aus flexiblen und steuerbaren Ersatzkraftwerken oder aus Speicherkapazitäten. In Deutschland sind die Subventionszahlungen deutlich höher als die Markterlöse aus Solar- und Windstrom. Übers Jahr gerechnet, erreicht diese Differenz inzwischen über 25 Milliarden Euro, Tendenz steigend. Dabei sind die deutschen Konsumentenpreise für Strom schon heute doppelt so hoch wie im kernkraftgeprägten Frankreich und dreimal höher als in den auf fossile Energieträger ausgerichteten USA.

Was heisst das für die Schweiz? Entweder verdoppeln wir wie die Deutschen die Produktionskapazitäten mit «fossilen» Kraftwerken, um trotz Dunkelflauten dennoch eine stabile Produktion zu garantieren – oder wir setzen voll auf Solarenergie und ersetzen die Jahresproduktion der Kernkraftwerke durch eine etwa zwölfmal grössere Solarleistung und speichern die Überschüsse. Denn das wäre nötig, um trotz Flatterhaftigkeit eine gewisse Verlässlichkeit zu erreichen. Wir nehmen Frau Leuthard beim Wort und legen die Voll-Solar-Lösung unseren Schätzungen zugrunde.

Dieses Szenario lässt sich so zusammenfassen: Ausgehend vom erwarteten landesweiten Stromverbrauch für 2035, schätzen wir

die Nuklearproduktion, die zu ersetzen ist, auf 20 550 GWh pro Jahr (nur noch das KKW Leibstadt wird aktiv sein). Aus konventioneller Sicht könnte ein thermischer Kraftwerkspark (Betrieb mit Kohle, Öl, Gas oder Nuklearenergie) mit 2600 MW nomineller Leistung diese Lücke füllen. Aber die Energiestrategie 2050 verbietet Kernkraftwerke, und die CO<sub>2</sub>-Emissionsziele schliessen fossile Energie aus. Ohne den Ersatz aus thermischen Kraftwerken müssten deshalb die Solaranlagen bis 2035 pro Jahr 18 350 GWh und Windräder 2200 GWh ins Netz pumpen, um den Kernkraftausfall zu kompensieren.

Und was kostet das? Die Investitionskosten würden sich auf 93,8 Milliarden Franken für Sonnen- und Windanlagen summieren – gigantisch im Vergleich mit der Summe für neue Kernkraftwerke der modernen dritten



Und was kostet das? Energiewenderin Leuthard.

und vierten Generation, die auf 18,7 Milliarden Franken zu stehen kämen, oder für Gaskraftwerke, die für 2,6 Milliarden Franken zu haben wären.

Woher kommen diese gewaltigen Unterschiede? Der Hauptgrund dafür sind die sogenannten Lastfaktoren. Bei Solaranlagen beträgt die in der Praxis tatsächlich produzierte Energie nur etwa 10 Prozent der gemäss Nominalleistung möglichen Jahresproduktion, thermische Anlagen dagegen kommen auf 90 Prozent – das Neunfache von Solar. Bei Windanlagen sind es auch lediglich 19 Prozent. Verlustleistungen für die Speicherung bei Solar- und Windanlagen sowie der Wirkungsgradabfall über die Betriebszeit der Solarpanels sind da mit eingerechnet.

Zwingend damit verbunden ist auch die Notwendigkeit der Speicherung der kurz-

zeitigen Produktionsüberschüsse zur Überbrückung von Dunkel- und Windflauten und vor allem auch für den saisonalen Ausgleich. In die genannten 93,8 Milliarden Franken sind diese Zusatzkosten für die solar- und windbedingten Pumpspeicheranlagen verursachergerecht als kostengünstigste Lösung mit einbezogen. Die bestehenden Pumpspeicheranlagen sind allerdings für die neue Betriebsart der Solarspeicherung ungeeignet und etwa achtmal zu klein.

Der Ausgleich über den Jahresverlauf ist deshalb entscheidend, weil zwei Drittel des Solarstroms im Sommerhalbjahr anfallen, der Stromkonsum im Winterhalbjahr aber 55 bis 60 Prozent des ganzen Jahresverbrauchs ausmacht, so dass schon heute steigende Importquoten im Winter die Versorgung sichern müssen. Ob aber auch 2035 mit Importen in noch grösserem Umfang gerechnet werden darf, ist mehr als fraglich, weil Deutschland den Kern- und eventuell sogar den Kohlekraftausstieg zu bewältigen hat und die Produktionsprognosen für Frankreich und Österreich ebenfalls auf eine Verknappung hindeuten. In Italien hat die Stromknappheit Tradition. Ein Stromabkommen Schweiz–EU hilft da wenig bis nichts.

Für Speicherung von Energie via Pumpspeicher-Stauseen rechnen wir mit einem Wirkungsgrad von 78 Prozent und für die alternative Speichermethode Power-to-Gas-to-Power (P2G2P) mit lediglich 25 Prozent, also einem massiven Verlust. Das heisst: Wenn wir statt der Pumpspeicherung im Sommer die Stabilisierung mit der Methode P2G2P wählen, also aus Strom Gas erzeugen und dieses im Winter wieder in Strom umwandeln, steigen die Investitionskosten für das Konzept «Solar und Wind» von 93 Milliarden auf 130 Milliarden Franken, und zwar ohne spezielle Investitionen in Gasspeicherung oder Ähnliches einzukalkulieren. Zur Erinnerung: Würden wir die erforderlichen Solarinvestitionen durch erdgasbetriebene Kombikraftwerk-Anlagen ersetzen, würden sich die Kosten auf 2,6 Milliarden Franken reduzieren.

### Kernkraftwerke der vierten Generation

Das Fazit lautet somit: Solar- und Windkapazitäten als Ersatz der Kernkraft würden rund fünfmal höhere Investitionskosten verursachen als neue Nuklearanlagen – die gegenüber Solaranlagen übrigens nur einen Siebtel an anrechenbarem CO<sub>2</sub>-Ausstoss brächten. Energie aus Erdgas käme nur auf etwa einen Dreissigstel der Solar-Lösung zu stehen, allerdings mit schwierig abschätzbaren Kosten für den CO<sub>2</sub>-Ausstoss.

Wie sind nun die vom Bund in die Welt gesetzten 40 Franken pro Haushalt und Jahr für die Energiewende zu beurteilen? Dieser Betrag wäre etwa am Platz, wenn Erdgas-

energie als Kernkraftersatz eingerichtet würde. Etwas mehr, also über 200 Franken pro Haushalt, würde die Kernkraft kosten und rund 1600 Franken die Lösung mit Solar- und Windenergie mit der billigsten Speichervariante. Nach der Abschaltung von Leibstadt, aber mit zusätzlichen Netzausbaukosten sind 2000 Franken pro Jahr unsere vorsichtige Schätzung für eine durchschnittliche

---

## Unsere Enkel werden sich die Augen reiben über die solare Verblendung der Energiewende.

---

Familie. Das ist etwa fünfzigmal mehr, als der Bund vor der Abstimmung im Mai 2017 dem Stimmvolk vorgegaukelt hat. Dabei haben wir die Immobilienkosten, den Landverschleiss sowie andere Belastungen aus negativen Nebenwirkungen noch gar nicht berücksichtigt, weil diese schwierig abschätzbar sind.

Warum sind Investitionen in neue Nuklearanlagen kein Thema und im deutschsprachigen Europa (noch) nicht durchsetzbar? Der Grund liegt nicht in der Rentabilität, sondern im politischen Umfeld mit den schier unüberwindbaren Bürokratiehürden und den milliardenschweren Subventionen für Solar- und Windanlagen. Zudem wehrte sich unsere staatsnahe Strombranche bisher zu wenig.

Im heutigen Öko-Mainstream wäre auch das Wasserwerk auf der Grimsel chancenlos geblieben. Aber anderswo ist anderes möglich. In China wie auch in Russland sind kürzlich die ersten Kernkraftwerke der vierten Generation ans Netz gegangen. In den nächsten Jahren werden besonders in China weitere folgen, ebenso in den Golfstaaten. Im Gegensatz zu den wegen verlorengegangener Projekterfahrung und ständiger Regeländerungen pannenbelasteten Einzelprojekten in Europa wird sich die Bauzeit von chinesischen Werken deutlich verkürzen. Die Kosten werden entsprechend sinken.

Sobald diese Reaktortypen konstruktiv und auch bautechnisch standardisiert sind, werden unsere Kostenschätzungen rasch sehr viel realistischer als der ES-2050-Zauber dastehen. Und unsere Enkel werden sich die Augen reiben über die solare Verblendung und politische Naivität der sogenannten Energiewende.

Emanuel Höhener, dipl. Ingenieur ETH, und Silvio Borner, emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Basel, sind im Vorstand des Carnot-Cournot-Netzwerks, einer Plattform für politische und wirtschaftliche Fragen.

# «Ein sehr inspirierendes Umfeld»

Botschafter Martin Dahinden hat die Schweizer Lobby in Amerika ausgebaut. Der Fussabdruck unserer Wirtschaft sei gross – und er soll noch grösser werden. Unser Mann in Washington über Trump, Zerrbilder der Medien und den nächsten Meilenstein: ein Freihandelsabkommen mit den USA. *Von Urs Gehriger und Philipp Gut*

Amerikas Hauptstadt ruht wie ein Riese im Dornröschenschlaf. Shutdown! Die Washingtoner Verwaltung erlebt die längste Stilllegung ihrer Geschichte. Und nun setzt auch noch dichter Schneefall ein. Stiefeltief liegt die weisse Decke, als wir an diesem Sonntagabend zur Schweizer Botschaft warten. Im kreuzförmigen Betongebäude der Residenz an der Cathedral Avenue brennt ein einsames Licht. In der Tür grüsst der Botschafter und erinnert im Schneegestöber an einen Hüttenwart auf einer Alphöhe.

Martin Dahinden heisst unser Mann in Washington. Eine bewegte Zeit habe er erlebt, seit er 2014 US-Präsident Barack Obama sein Beglaubigungsschreiben überreichte. Rasch habe er sich mit dem eigenwilligen Regierungsstil der Trump-Regierung zurechtgefunden. «Wir sind sehr froh, dass das bisher gut geklappt hat.» Seit geraumer Zeit sondiert Dahinden die Möglichkeiten für ein Freihandelsabkommen mit den USA. In Davos war dazu ein Treffen auf höchster Ebene geplant. Daraus wird vorerst nichts, nachdem Donald Trump seine Reise in die Schweiz abgesagt hat.

**Herr Botschafter, wir treffen Sie mitten in einer Staatskrise. Grosse Teile der amerikanischen Regierung und Verwaltung sind lahmgelegt. Können Sie überhaupt noch normal arbeiten, oder stecken Ihre Ansprechpartner alle im Zwangsurlaub?**

Nein, das ist nicht so. Es sind viele Gesprächspartner erreichbar. Aber der Aufwand ist grösser, weil mit der Security, mit dem Empfang und so weiter teilweise Schwierigkeiten bestehen. Und dann muss ich auch sagen, dass die Bundesregierung ja nicht unser einziger Ansprechpartner ist. Da sind Leute aus der Wirtschaft, den Bundesstaaten, Forschungsinstitutionen, mit denen wir verkehren. Und die sind vom Shutdown nicht direkt betroffen.

**«Government Shutdown» wird in anderen Weltgegenden kaum verstanden. Seine zahlreichen Kritiker geben Präsident Trump die Schuld. Wie beurteilen Sie die Situation?**

Es sind unvereinbare Vorstellungen, die aufeinanderprallen. Jetzt haben sich der Präsident und der Kongress in eine Situation hineinmanövriert, in der es sehr schwierig ist, ohne Gesichtsverlust eine Konzession zu machen. Irgendwann wird

es eine Lösung geben. Wann dies geschehen wird, weiss hier aber niemand.

**Der Grund für die Budgetblockade ist die Mauer, die Trump an der Grenze zu Mexiko errichten will.**

Es ist wichtig, zu sehen, dass dies ein Wahlversprechen von ihm gewesen ist. Darum hält er so resolut daran fest.

**Ist Trump also zu ehrlich für die Politik?**

Nun, man muss sagen, er hat Wahlversprechen oft gehalten. Seit zwanzig Jahren haben die Präsidentschaftskandidaten beispielsweise den Umzug der amerikanischen Botschaft in Israel von Tel Aviv nach Jerusalem versprochen, stattgefunden hat er nie – bis Trump gekommen ist.

**Für viele Amerikaner draussen im Land ist Washington ein Polit-Sumpf, der von einem deep state regiert wird. Wie kommen Sie als Schweizer Chefdiplomat in dem Morast zurecht?**

Ich würde Washington nicht als Morast bezeichnen. Und zwar nicht nur, weil ich Diplomat bin. Man hat während der letzten beiden Wahlen und auch sonst tatsächlich gesehen, dass ein grosses Unbehagen da ist gegenüber dem politischen Establishment. Nicht nur auf Seiten der Trump-Wähler. Denken Sie an Bernie Sanders, der viele Leute mobilisiert hat, letztlich auch mit einer Anti-Establishment-Message. Das Missbehagen gegen das Establishment ist sehr verbreitet.

---

**«Man muss sagen, Trump hat Wahlversprechen oft gehalten.»**

---

Ich selbst erlebe allerdings die Kontakte, die ich habe, nicht als Morast, im Gegenteil. Ich bin begeistert von den vielen interessanten Leuten, die man hier in Washington trifft. Es ist ein sehr inspirierendes Umfeld.

**Können Sie aber nachvollziehen, dass viele Wähler diese interessanten Leute in Regierung, Verwaltung und Think-Tanks in Washington als abgehoben empfinden?**

Ich kann es nachvollziehen, glaube aber nicht, dass Trumps Wahlerfolg damit viel zu tun hatte. Es gibt ein grosses Unbehagen in den USA. Viele Leute glauben, dass der amerikanische Traum für sie nicht mehr Wirklichkeit wird und dass ihre Kinder nicht besser gestellt sein werden, als sie es sind. Das sieht man dann in ganz verschiedenen Formen,

beispielsweise bei Studienabgängern, die verschuldet in den Arbeitsprozess einsteigen oder keinen Job finden. Oder auch bei Arbeitern in Regionen, denen es wirtschaftlich nicht gutgeht.

**Eine Konsequenz des Shutdowns ist, dass Trump seine Teilnahme am Weltwirtschaftsforum von Davos abgesagt hat. Sind Sie enttäuscht?**

Ich würde es natürlich sehr gerne sehen, wenn Präsident Trump am WEF teilnähme. Er war letztes Jahr dort, und es hat einen sehr guten Austausch gegeben. Der wird jetzt halt so in dieser Form nicht stattfinden.

**Als Botschafter beraten Sie den Bundesrat in Fragen der Beziehungen der Schweiz zu den USA. Was müsste er Ihrer Meinung nach am dringendsten mit der Trump-Regierung bereden?**

Das sind eindeutig die Handelsbeziehungen. Diese werden jetzt auf anderer Stufe stattfinden.

**Die Beziehungen der Schweiz zur EU sind kompliziert und problembeladen. Wäre es da nicht ein Befreiungsschlag, ein Freihandelsabkommen mit den USA abzuschliessen?**

Die Grössenordnung ist doch eine ganz andere. Über 50 Prozent unseres wirtschaftlichen Austausches betreffen die EU, das kann man nicht einfach auswechseln.

**Gemäss unseren Informationen ist der Präsident offen für ein Freihandelsabkommen. Der US-Botschafter in Bern, Ed McMullen, sagt allerdings, der Ball liege jetzt bei der Schweiz. Täuscht der Eindruck, oder spielt unser Team diplomatisches Tiki-Taka, ohne wirklichen Zug aufs Tor?**

Ich sehe das nicht so. Die USA führen im Moment sehr anspruchsvolle Handelsgespräche: mit China, mit der EU, mit den Briten. Sie haben nicht sehr viele freie Kapazitäten. Ein Freihandelsabkommen mit der Schweiz hat nur dann eine Chance, wenn man von Anfang an sieht, dass man auf die Zielgerade gehen kann. Darum haben sich die vielen Gespräche in den letzten Monaten gedreht. Wir klären jetzt auf beiden Seiten ab, ob Chancen bestehen, innert vernünftiger Zeit zu einem Abschluss zu kommen.

**Welchen Branchen würde ein Freihandelsabkommen am meisten nützen?**

Man vergisst oft, dass es vor allem den KMU etwas bringt, die nicht mehrere Produktionsstandorte haben. Es geht also um den Werk-





«Wir könnten mehr Käse liefern»: Diplomat Dahinden in der Residenz der Schweizer Botschaft in Washington.

platz und nicht so sehr um die grossen internationalen Unternehmen, die auch in der EU oder in Asien produzieren können. Deshalb ist das ein sehr wichtiges Anliegen für die Schweiz. Als ich 2014 in Washington angefangen habe, waren die Verhandlungen um die Transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP) im Gang. Wir haben das sehr eng verfolgt. Eine so grosse Freihandelszone, die bis an die Schweizer Grenze reicht, wäre ein enorme Herausforderung für unser Land. Den USA ging es darum, die weltweiten Regeln für den Handel zu setzen. Die EU verhandelte für ihre Mitglieder. Das heisst, es wäre sehr

---

**«Sehe ich die Berichterstattung an, habe ich das Gefühl, ich müsse in einem <Simpsons>-Comic leben.»**

---

schwierig geworden, uns dem Abkommen anzuschliessen. Es wäre wahrscheinlich einfacher gewesen mit den USA. Aber ich möchte betonen, dass keine Gespräche darüber stattgefunden haben.

**Hören wir richtig heraus, dass die Schweiz letztlich für die USA gar nicht so wichtig ist?**

Bei den Verhandlungen mit der EU und mit China geht es um ein viel grösseres Volumen. Wir haben sehr gute, enge Beziehungen, aber wir haben kein riesiges Handelsvolumen, das man liberalisieren könnte. Und die Zölle sind auch schon relativ tief. Das Wichtigste für mich an diesem Freihandelsabkommen sind nicht die Zölle, sondern regulatorische Fragen.

**Die wären?**

Wie sichert man den Marktzugang in einer Situation, in der es ganz unterschiedliche Zulassungsverfahren gibt, beispielsweise in der Pharmaindustrie? Das ist etwas sehr Schwieriges. Man kann sich nicht wie bei den Zöllen relativ rasch ein Bild machen und die Auswirkungen gut einschätzen.

**Widerstand gibt es besonders seitens der Landwirtschaft. Der Schweizer Bauernpräsident sieht unsere «höheren Standards» bei Tierschutz, Umweltverträglichkeit und Gentechnik in Gefahr. Wie sehen Sie das?**

Das ist eine der offenen Fragen. Der letzte Anlauf für ein Freihandelsabkommen scheiterte unter anderem an der Landwirtschaft. Ich bin überzeugt, dass es in der schweizerischen Agrarpolitik seither eine Entwicklung gegeben hat und dass diese Widerstände nicht mehr so gross sind. Ich lebe zwar hier in den USA, aber ich höre kein klares Nein der Bauern. Und die Amerikaner wissen, dass die Schweiz ein interessanter Markt ist für spezialisierte Produkte, aber wir sind natürlich in einer ganz anderen Kategorie als China.

**Ihr Amtskollege, US-Botschafter McMullen in Bern, sieht die Lage mit grosser Zuversicht. Er ist überzeugt, dass Schweizer Bauern viel mehr Geld verdienen würden, wenn sie ihre Produkte in die USA verkaufen könnten. Teilen Sie seinen Optimismus?**

Davon bin ich auch überzeugt. Beim Käse werden die Kontingente beispielsweise immer erreicht. Wir könnten also mehr Käse liefern, dasselbe beim Trockenfleisch und bei ähnlichen, eher hochwertig verarbeiteten Produkten. Allerdings ist mir keine Studie bekannt, die das im Detail analysiert hat.

**Wie geht es weiter? Welches sind die nächsten Schritte?**

Was wir angestrebt haben, ist ein Treffen auf höchster Ebene.

**Das jetzt in Davos zu platzen scheint. Letztlich heisst das, dass die Auswirkungen der Budget-Blockade in den USA bis in die Schweiz reichen und auch uns treffen.**

In diesem Fall schon, aber die Handelsbeziehungen zwischen der Schweiz und den USA hängen ja nicht nur vom WEF ab. Trumps Besuch in der Schweiz wäre einfach eine gute Möglichkeit gewesen.

**Wie wird eigentlich die Schweiz in den USA wahrgenommen?**

Die Schweiz hat ein sehr gutes Image. Das vergessen wir oft, weil wir noch geprägt sind von den Auseinandersetzungen um die nachrichtenlosen Vermögen, um das Bankgeheimnis und um die Steuern. Aber wenn ich irgendwo spreche, empfängt man mich mit offenen Türen. Es gibt eine Anerkennung für die Schweiz. Man schätzt uns als kleines, freundschaftlich gesinntes Land.

**Merken Sie einen Unterschied im Vergleich zur Obama-Regierung?**

Der Anfang der Obama-Administration war noch geprägt von den Auseinandersetzungen um die Banken. 2013 wurde eine Absichtserklärung unterzeichnet, die es erlaubt hat, diese Vorfälle abzuwickeln. Aber ich muss sagen, auch damals unter Obama war der Umgang gut.

**Vor zehn Jahren, als die Schweiz unter heftigem amerikanischem Druck stand, suchten wir hier verzweifelt nach Fürsprechern. Haben Sie neue Freunde gewinnen können, besonders auch im Kongress, auf die man zählen kann, wenn es brennt?**

Nach diesen Auseinandersetzungen, die Sie erwähnt haben, haben wir das Beziehungsnetz, insbesondere im Kongress, intensiv ausgebaut. Früher war es sehr stark auf unsere natürlich vorgegebenen Ansprechpartner, das Aussenministerium und andere Departemente, konzentriert. Inzwischen gibt es einen Swiss Caucus, eine Art Freundschaftsgesellschaft mit rund achtzig Kongressmitgliedern beider Parteien, darauf haben wir sehr Wert gelegt. Ich selber gehe sehr oft in den Kongress, wenn ich einen Anknüp-

fungspunkt habe, jemanden zu treffen. Wir weisen seit drei bis vier Jahren ständig darauf hin, wie viele Investitionen von Schweizer Unternehmen in den USA vorhanden sind. Ich kann jetzt zu jedem Kongressabgeordneten und zu jedem Senator gehen und diese Zahlen auf den Tisch legen, das wird ernst genommen.

**Hinter uns hängt ein Gemälde, das für heisse Köpfe gesorgt hat: das Porträt General Lees. Als 2017 Bürgergruppen Südstaatsymbole vom Sockel stürzten, echauffierte man sich in der Schweizer Presse: Wie könne unsere Botschaft einem «Sklavenhalter» die Ehre erweisen? Warum haben Sie den alten Lee nicht abgehängt?**

Ich muss Ihnen dazu die Geschichte des Bildes erzählen. In den 1860er Jahren waren die Schweizer sehr interessiert an den Vorgängen rund um den amerikanischen Bürgerkrieg. Der Bundesrat und das Parlament haben darauf beschlossen, den Maler Frank Buchser in die USA zu schicken, um für das Bundeshaus ein Gemälde über den amerikanischen Bürgerkrieg vorzubereiten. Das Thema war «Sister Republics», Schwesterrepubliken.

**Was ist aus dem Projekt geworden?**

Das grosse Wandgemälde ist nie realisiert worden, doch das Bild von Robert E. Lee und ein anderes Bild von William Sherman, einem der bedeutenden Generäle der Union, sind in die Schweiz gekommen, gewissermassen als Vorstudien. Das sind sehr bedeutende Werke, auch für die USA. Beide wurden ausgestellt, als vor genau fünfzig Jahren die National Portrait Gallery eröffnet wurde, die Galerie, in der die Bilder der amerikanischen Präsidenten hängen. Schliesslich haben sie den Weg in die Botschaft gefunden. Wir identifizieren uns nicht mit den politischen Ideen, die sie repräsentieren. Die Bilder sind ein Teil unserer eigenen Geschichte, die es uns auch ermöglicht, Gespräche über Gemeinsamkeiten und Trennendes zu führen.

**Gegenseitige Nähe und Vertrauen zwischen unseren Schwesterrepubliken zeigen sich auch in der Rolle der Schweiz als Amerikas Schutzmacht im Iran. Wie wir heute wissen, hat Hillary Clinton als Aussenministerin ihre E-Mails über einen privaten Server abgewickelt. Wir müssen davon ausgehen, dass so auch delikate Inhalte, die die Schweiz betreffen, Beute für Hacker wurden. Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie von Clintons E-Mail-Verkehr hörten?**

Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass wir da gross betroffen sind. Die Kommunikation, die wir mit unserer Botschaft in Teheran haben, läuft über ein geschlossenes System. Da gelangten keine delikatsten Inhalte auf den Server von Hillary Clinton.

**Präsident Trump rühmt sich bekanntlich als genialer deal maker. Wie nehmen Sie seinen Regierungsstil wahr?**

Der Wechsel, der in der Administration stattgefunden hat, war für alle ausländischen Vertretungen und Regierungen eine grosse Herausforderung. In Trumps Administration sitzen sehr viele Leute, die nicht den klassischen Hintergrund eines Regierungsbeamten haben, die nicht aus Denkfabriken oder Lobbyfirmen stammen. Es war eine grosse Herausforderung, diese Kontakte aufzubauen, aber es ist uns relativ rasch gelungen, weil wir offen waren und weil wir natürlich auch einen gewissen Goodwill haben. Jetzt zum Führungsstil: Präsident Obama hat politische Strategien mit sehr viel Energie ausgearbeitet, sein konkretes Handeln leitete er dann daraus ab. Präsident Trump und seine Administration hingegen handeln, als wäre die US-Regierung eine private Unternehmung. Wenn sich neue Chancen ergeben, interessieren Strategien nicht gross, man packt stattdessen neue Gelegenheiten beim Schopf. Weil die strategischen Leitlinien fehlen, werden viele Entscheide relativ weit oben gefällt.

#### Wie geht man am schlauesten um mit Trump?

Es ist wichtig, dass ein regelmässiger Austausch zu verschiedenen Themen auf Ministeriebene stattfindet. Wir sind sehr froh, dass das bisher gut geklappt hat. alt Bundesrat Schneider-Ammann ist Anfang Dezember

### «Man muss unseren grossen Einfluss kommunizieren. Klar und unbescheiden.»

nach Washington gekommen, nicht in erster Linie wegen des Freihandelsabkommens, sondern wegen der Absichtserklärung zur Berufsbildung, die er mit drei Kabinettsmitgliedern unterschrieben hat. Dabei war auch die Präsidententochter Ivanka Trump. Das ist aussergewöhnlich hier in Washington, wo es schon sehr schwierig ist, dass Sie einen Ministerkollegen treffen können.

#### Sie treten in diesem Jahr als Botschafter in Washington ab. Wie haben Sie eigentlich Land und Leute wahrgenommen?

Spannend in allen Dimensionen. Die amerikanische Innen- und Aussenpolitik, das ist etwas, das einen nicht in Ruhe lässt. Die Amerikaner spielen bei allen Themen eine Rolle. Und sie sind sehr offen. Man kann ihnen ohne weiteres die Meinung ins Gesicht sagen. Es kommt dann möglicherweise auch entsprechend unverblümt zurück, aber ich muss sagen, ich mag das. Faszinierend ist der amerikanische Pioniergeist. Man probiert Dinge aus, man testet sie. In der Schweiz und in Europa ist man eher risikoavers. Hier ist das nicht so. Wenn jemand etwas versucht und dabei scheitert, ist das kein Problem. Ich habe in Kalifornien

nien jemanden getroffen, der einen Fonds gegründet hat und in Leute investiert, die gescheitert sind. Und zwar mit der Überlegung, dass die Leute beim Scheitern etwas gelernt haben, das man wirtschaftlich nutzen kann.

#### Und wie läuft das Geschäft?

Offenbar gut.

#### Sie haben nicht selbst in den Fonds investiert?

Nein, nein. Aber diese Haltung ist einer der Gründe, weshalb die USA nach wie vor technologisch an der Spitze sind. All die Durchbrüche der Sharing Economy, die digitale Ökonomie und so weiter, das hat alles seinen Ursprung in den USA.

#### Von diesem faszinierenden Amerika erfährt man in den Schweizer Medien selten etwas. Wie hypnotisiert fokussieren sich alle auf Trump. Wo entsteht dieses Zerrbild die Realität am stärksten?

Zwei Dinge finde ich eigenartig: Seit den sechziger Jahren, der Zeit des Vietnamkriegs und der Bürgerrechtsbewegung, wird der Eindruck vermittelt, die USA seien eine absteigende Grossmacht und stünden vor dem nahen Untergang. Dieses sonderbare Bild, dass die USA irgendwie am Ende seien, verstehe ich nicht. Aber es wird immer wieder reproduziert.

#### Ist das vielleicht Wunschdenken?

Ich weiss es nicht. Zweitens sind die USA mit sehr vielen Stereotypen belegt. Wenn ich mir die Berichterstattung ansehe, habe ich oft das Gefühl, ich müsse in einem «Simpsons»-Comicleben, mit übergewichtigen Leuten, die nichts kapierten und so weiter. Gleichzeitig sehen wir ja, dass die USA absolute Spitzenleistungen erzielen, die besten Universitäten und Forschungsinstitutionen haben und die innovativsten Produkte erfinden. Ich kann mir keinen Reim darauf machen, wie ein solches Bild entsteht, denn man müsste eigentlich wissen, dass es nicht der Wirklichkeit entspricht.

#### Gibt es etwas, das Sie völlig überrascht hat in Ihrer Zeit als unser Mann in Washington?

Wie gross hier der wirtschaftliche Fussabdruck der Schweiz ist. Wir sind der siebtgrösste Investor in den USA. Und die USA sind mit Abstand der grösste Investor in der Schweiz. Interessant sind die Investitionen im Topbereich, beispielsweise in der Pharma- oder Biotechnologie-Industrie. Schweizer Firmen forschen in den USA für zehn Milliarden Dollar. Von allen ausländischen Investoren ist die Schweiz der Investor mit dem grössten Forschungsanteil. Bevor ich nach Washington kam, dachte ich, wir seien bloss ein Land von der Grösse Massachusetts'. Die Schweizer haben ja immer das Gefühl, man punkte durch Bescheidenheit. Das ist natürlich in den USA nicht der Fall. Ich habe gelernt, dass man unseren grossen Einfluss kommunizieren muss. Klar und unbescheiden. ○

## Kultur

# Schulmeister

## Schriftsteller Lukas Bärfuss plädiert für eine gemeinsame Identität.

Da steht er in einem bunten Schulzimmer, die Hemdsärmel leicht hochgekrempt, die Augen zu Schlitzen verdünnt, graue Krawatte, ein Gilet, eine Hose, ebenfalls in graukörnigem Tweed: Der Schriftsteller Lukas Bärfuss ist neuer Kolumnist des *Sonntagsblicks*, und er nimmt sich



Autor Bärfuss.

mit seinem ersten Text den Lehrplan 21 vor, der seit letztem Sommer verbindlich ist. Bärfuss als Schulmeister der Nation.

Dieser Lehrplan sei ein Produkt der empirischen Wende, schreibt der 1971 in Thun geborene Autor. Früher habe der Fokus der Pädagogik auf der kulturellen Herkunft der Schüler gelegen, auf der Beschäftigung mit der eigenen Geschichte. Die Schule, seine Schule, habe noch Stoffe vorgegeben, einen Kanon von Büchern, «eine gemeinsame Erfahrung, die von Generation zu Generation weitergereicht wurde». Heute gehe es nur noch um Methoden, um die Messbarkeit des Wissens, um Pisa-Studien und Bologna-Punkte, um Kompetenzen statt um Inhalte.

Bärfuss' Kinder, die in Zürich die Volksschule besuch(t)en, haben im Unterricht nie etwas gelesen von Max Frisch, Gottfried Keller oder dem Literaturnobelpreisträger Elias Canetti, der in der Nachbarschaft gelebt hatte. Bärfuss schmerzt der Verlust einer gemeinsamen «gesellschaftlichen Identität». Weil er weiss, dass dieser Ansatz konservativ ist, und er den Applaus von der falschen, also rechten Seite fürchtet, muss er sich pflichtschuldigst von jenen Gegnern und «reaktionären Sektierern» absetzen, die schlimmer seien als der Lehrplan selbst.

Trotzdem liegt Bärfuss richtig mit seiner Diagnose. Doch sie ist nur halb zu Ende gedacht. Wenn er fragt: «Was verbindet uns noch? Worauf können wir uns noch einigen?», dann geht es nicht nur um eine Bücherliste, sondern auch um die grosse Freiheitserzählung der Schweiz, die ebendieser Elias Canetti in seinen Zürcher Schuljahren in sich aufgesogen hatte. Auch das historische Lagerfeuer, um das sich ein grosses Wir bilden konnte, ist an den Schulen längst erloschen. Diesen Umstand allein dem kleingeistigen Vermessungswahn in die Schuhe schieben zu wollen, ist falsch. Mindestens so zerstörerisch war das anti-identitäre, bildungsbürgerfeindliche Selbstverständnis der 68er, in dessen Tradition auch ein Lukas Bärfuss schreibt und denkt. Peter Keller

# Jeanne d'Arc mit gelber Weste

Jacline Mouraud wütete auf Facebook gegen Emmanuel Macron und wurde zur Ikone der *gilets jaunes*. Inzwischen plädiert sie für ein Ende der Revolte und will eine Partei gründen. Ein Besuch in der Bretagne bei der «Unbekannten von Bohal». Von Jürg Altwegg

Noch nie ist in Frankreich eine Revolution von der Provinz ausgegangen. 1789 und auch noch der Mai 1968 kamen aus Paris. Die *gilets jaunes* bilden hingegen einen «Aufstand Frankreichs an den Rändern», und die Historiker, die der- ein-erst dessen Vorgeschichte beschreiben werden, dürften mehrere Ereignisse erwähnen: die landesweite Geschwindigkeitsbeschränkung durch einen jungen Präsidenten, der eine neue Welt versprochen hatte; eine Petition gegen die hohen Benzinpreise und den Appell eines Lastwagenchauffeurs zur Blockade der Strassenkreuzungen. Und natürlich auch: das Video, das Jacline Mouraud, 51, am 18. Oktober an Emmanuel Macron adressiert hat.

Der Weg zu ihr führt in die Tiefe der bretonischen Provinz, nach Bohal, 800 Einwohner, etwa 120 Kilometer von Nantes entfernt, in eine kleine Siedlung aus *pavillons*, kleinen Fertigbauhäusern mit drei- oder vierhundert Quadratmeter Umschwung. Solche Behausungen sieht man in den Medien nur, wenn diese über stumpfsinnige Bluttaten mit familiärem oder sexuellem Hintergrund berichten. Seit dem Ausbruch der Gelbwesten-Revolte sorgt das Kaff für politische Schlagzeilen: «Eine Unbekannte aus Bohal bringt die Regierung zum Erzittern.»

## Klavierstunden und Hypnotherapie

Jacline Mouraud hatte sich am Tag nach der letzten Maturprüfung mit einem Armeeingehörigen verheiratet. In Geschichte war sie über Rousseaus «Gesellschaftsvertrag» befragt worden und habe erklärt, dass es so viele Parteien wie Menschen gebe. Ihre drei Kinder sind zwischen 21 und 30 Jahre alt. Bis zur Scheidung war Jacline Mouraud vor allem Mutter und danach als Sicherheitsagentin im Bereich Brandschutz tätig. Als solche wurde sie zu mehreren Wahlkampfmeetings – auch von Emmanuel Macron – aufgeboten. Sie hat ihn nicht gewählt, auch nicht François Fillon, obwohl sie einst für Nicolas Sarkozy geschwärmt hatte, unter dem Fillon jahrelang Ministerpräsident gewesen war.

Sarkozy sei der Einzige gewesen, der «Eier» gehabt habe, findet Mouraud. Fillon lehnte sie nicht etwa wegen der geschenkten Anzüge und der Scheinbeschäftigung seiner Frau ab: «Wir Franzosen haben die Schnauze voll von all den Politikern, die irgendwelche Affären ausgraben, um die Wahl des Gegners zu verhindern. Sie sind wie Kinder im Sandhaufen: «Du hast mein Schäufelchen gestohlen, ich

nehme dir den Rechen weg.» In beiden Wahlen habe ich einen Leerzettel eingelegt, jeder neue Präsident ist nur noch schlimmer

«Wenn man sich nichts mehr leisten kann, kann man genauso gut zu Hause bleiben und stricken.»

als sein Vorgänger, obwohl man glauben konnte, mit François Hollande den absoluten Tiefststand erreicht zu haben», sagt Mouraud.

Heute ist sie *auto-entrepreneur*, führt einen Einmannbetrieb, in dem sie als Unternehmerin nur sich selbst ausbeutet. Sie gibt Klavierstunden und spielt auf Thé-dansant-Ver-

anstaltungen Handorgel. Zudem wirkt sie als «Hypnotherapeutin», die Raucher in einer einzigen Sitzung von ihrer Sucht befreit. «Aus Koketterie» schreibt sich die Tabakheilerin «Jacline». Manchmal sagt sie sich, dass sie wohl besser von der Sozialhilfe leben würde: «Wenn man sich rein gar nichts mehr leisten kann, kann man genauso gut zu Hause bleiben und stricken. Ich verdiene weniger als tausend Euro im Monat. Meine Instrumente, mein Telefon, mein Computer und mein Auto sind das Einzige, was ich besitze.»

Mit dem Auto fing alles an: «Ich fahre 25 000 Kilometer pro Jahr.» Es ist ein zwölf Jahre alter Diesel-Volvo, den Jacline Mouraud vor zwei Jahren für 11 000 Euro erwarb. Sie musste auch



«Was machen Sie mit der Knete, die Sie uns aus den Taschen ziehen?»: Alleinunternehmerin Mouraud.

noch 400 Euro Umwelt-Malus bezahlen. Das inzwischen landesweit berühmte Auto steht auf dem Parkplatz der Siedlung, es ist zu gross für die Garage. Am 18. Oktober filmt Jacline Mouraud ihren 4 Minuten und 37 Sekunden dauernden Wutausbruch gegen Emmanuel Macron, den sie zehn Wochen danach als «letzten Aufschrei vor dem Tod» beschreibt: «Wir werden, wenn nichts passiert, alle vor Hunger verrecken.»

### Tabubruch

«Hier, in meinem Wohnzimmer, trinke ich jeden Morgen meinen Kaffee und schaue die Nachrichten, auf vier verschiedenen Sendern. Einer berichtete, dass man in Zukunft für die Fahrt nach Paris eine Gebühr bezahlen müsse. Wir haben nichts mehr zu essen, und sie wollen uns eine Maut aufzwingen! Ich brachte mein Frühstück zu Ende und nahm im Klavierzimmer meinen Appell auf.» Alle Massnahmen der Regierung gegen die Autofahrer listet sie auf und wendet sich im Refrain an Macron: «Was machen Sie mit der Knete, die sie uns aus den Taschen ziehen?»



Freunde und Followers hatte sie kaum, noch sprach kein Mensch von den *gilets jaunes*. Eine Ministerin antwortete der «Unbekannten aus Bohal», sie wurde ins Fernsehen eingeladen, diskutierte mit Parlamentariern. Ein Abgeordneter Macrons gab an, sie habe 46 000 Euro für ihren Volvo bezahlt. Der Direktor des WWF empfahl ihr im Radio, nicht gegen die hohen Benzinpreise zu wettern, sondern ein umweltfreundlicheres Auto zu fahren. Mehr als sechs Millionen Mal wurde ihr Aufruf gesehen.

«Er hat die Menschen dazu gebracht, über ihre materielle Lage zu reden», so erklärt Mouraud das Echo darauf: «Wir Franzosen sind voller Stolz, wir hatten Könige, wir sind eine Grande Nation, wie kann man da sagen, dass wir kein Geld haben! Unvermittelt wurde es zum Thema: «Ich habe fünfhundert im Monat, wie viel hast du?» Das Ergebnis: Wir sind alle in der gleichen – Pardon – Scheisse. Es war wie eine Befreiung, es ist kein Tabu mehr, über seinen Lohn zu sprechen.» Am meisten haben sie die vielen Zeugnisse ihrer Landsleute erschüttert. Sie wurde zur Ikone einer neuen Bewegung und wird wie eine Jeanne d'Arc, die das Land retten muss, verehrt. Ihre Facebook-Seite heisst «Sprachrohr des leidenden Frankreich»: «France qui souffre».

Von wem die Idee einer Demonstration am 17. November kam, weiss sie nicht mehr. Jacline Mouraud hat sie geteilt und unterstützt. In den Diskussionen kam der Vorschlag, als Zeichen der Solidarität die gelbe Weste auf das Armaturenbrett zu legen: «Wir hatten keine Ahnung, was passieren würde. Um halb sechs Uhr stand ich am Strassenkreisel von Vannes, 35 Kilometer von Bohal entfernt, mein Sohn wohnt in dieser Stadt, bei ihm hatte ich übernachtet. Ich war die Erste vor Ort, weit und breit kein Mensch. «Keine Angst, wir kommen», wurde ich per SMS beruhigt. Dann ging es los, die Autobahn wurde blockiert. Ein TV-Team begleitete mich. Ein kollektiver Wutschrei ertönte, es gab keinerlei Gewalt. Wir erlebten eine Form von Brüderlichkeit und Enthusiasmus.»

### «Ich glaube an die Macht des Geistes»

Wie Jeanne d'Arc solle sie manchmal Stimmen hören, höhnen die Medien über die «Hypnotherapeutin aus Bohal». Nur am Rande nimmt sie wahr, was über sie geschrieben wird: «Manchmal sehe ich mich im Fernsehen und erinnere mich an das Interview. Das, was sie behalten haben, ist nicht das, was ich sagen wollte.» Inzwischen nimmt sie nur noch an Live-Sendungen teil. «Wie Mitterrand glaube ich an die Macht des Geistes», kommentiert sie den ihr unterstellten Hang zu Verschwörungstheorien. Rassisten, Antisemiten, Rechtsextremisten hat sie in den Demos keine wahrgenommen: «Nicht bei uns

## Frankreich

# Post von Macron

## Der Präsident stimmt seine Landsleute schriftlich auf die nationale Debatte ein.

Ein Jahr lang glückte Emmanuel Macron alles, was er unternahm. Doch seit Sommer 2018 verfolgt ihn eine Strähne von Pleiten, Pannen und Revolten. Zum Fiasco droht auch sein «grand débat national» zu werden, mit dem er den Aufstand der Gelbwesten überwinden will. Das Unterfangen knüpft an die «cahiers de doléances» aus der Zeit vor der Französischen Revolution an: Der König wollte die Beschwerden und Anliegen der Bevölkerung kennenlernen. Die Revolution konnte er nicht verhindern.

Macrons nationale Debatte begann mit einem spektakulären Fehlstart: Die ehemalige Karatekämpferin und Ministerin Chantal Jouanno, die sie leiten sollte (*Weltwoche* Nr. 2/19), warf das Handtuch, bevor die staatlich verschriebene Vernehmlassung überhaupt losgehen konnte. Nach einer Polemik über ihren Lohn (14 666 Euro) erklärte sie, dass sie nicht mehr glaubwürdig sei. Ihr Gehalt bezieht sie als Chefin einer «hohen Behörde», die Debatte trug ihr einzig sehr viel Mehrarbeit und Verantwortung ein. Die Affäre war von der Regierung lanciert worden: aus Angst, die Hoheit über die Debatte zu verlieren.

Am Sonntag veröffentlichte Emmanuel Macron einen «Brief an die Franzosen». Er sei «stolz, Franzose zu sein», schrieb er, denn Frankreich sei «ein Land wie kein anderes», mit einem ganz besonderen Bezug zu Freiheit und Solidarität. 15 000 Zeichen oder drei *Weltwoche*-Seiten umfasst die Botschaft an die Nation. Macron setzt im Zeitalter der Shitstorms auf die Kraft des literarischen Worts. Er gibt sich selbstkritisch, einsichtig und demütig. Er will seine gestörte Beziehung zum Volk erneuern. Und er schliesst nicht mit den Formeln «Vive la République» und «Vive la France», sondern mit: «Vertrauensvoll».

Für Macrons Reden ist Sylvain Fort zuständig. Nach dem Einbruch der Umfragewerte übernahm er die Leitung der Presseabteilung. «Wir werden die Kommunikation entmilitarisieren», sagte er in einem Interview. «Wir wollen die Amtszeit nicht in einem Bunker beenden.» Ende Januar wird Fort das Elysée verlassen. Inzwischen ist bekannt geworden, dass ausgerechnet zwei Minister Chantal Jouanno ablösen werden. Der Präsident hat mehr Angst als Vertrauen. *Jürg Altwegg*

in der Bretagne. Obwohl ein Polizeiposten geschlossen wurde und nun Flüchtlinge in der Gendarmerie leben, was einen Riesenswirbel verursachte, gehört die Migrationspolitik nicht zu den Forderungen. Es geht im Wesentlichen um die Kaufkraft und um die Beteiligung der Bürger an der Demokratie.»

Seit kurzem hat sie einen neuen Lebenspartner, wieder ist es ein Militär, «mein Karma». Er ist auch so etwas wie ihr Leibwächter und möchte sie wie der Sohn in Vannes zum Rückzug bewegen. Regelmässig wird Jacline Mouraud mit dem Tod bedroht. Sie hat zum Verzicht auf Gewalt aufgerufen und empfin-

---

### «Wir erlebten eine Form von Brüderlichkeit und Enthusiasmus.»

---

det die Kundgebungen inzwischen als sinnloses Ritual: «Wir haben nicht gestreikt, wir haben in der Freizeit demonstriert. Aber jetzt dauert die Bewegung an, und die Folgen für die Wirtschaft sind katastrophal. Die Leute verstehen nicht, dass man eine Revolte auch beenden muss. Wenn es der Regierung nicht gelingt, die Fanatiker zu stoppen, muss sie das Parlament auflösen. Ich sehe nicht, wie sich Macron aus der Affäre ziehen kann.»

#### Ende eines Systems

Im Falle von Neuwahlen würde sie zweifellos kandidieren. Sie ist im Begriff, eine Partei zu gründen, «Les Emergents» schwebt ihr als Name vor, so werden auf Französisch die Schwellenländer genannt: «Aber wir werden darüber abstimmen. Ich will eine Partei ohne Etikette, ohne ideologische Ausrichtung, alle müssen sich in ihr erkennen können. Es gibt links und rechts gute Ideen.» Das sagte auch Macron, der die Parteienlandschaft zertrümmerte, und Jacline Mouraud hat einiges mit ihm gemein. Auch dem «grand débat national» will sie sich nicht verweigern: «Wir sind am Ende eines Systems. Macron hat die Jugend versammelt, aber er hat keine Erfahrung. Ich habe auch keine Erfahrung, aber ich kenne das Leben und den Alltag und bin nicht von den Pariser Eliteschulen geformt worden. Ich liebe die Menschen und das Leben. Mit Macron regiert das Geld, wir müssen uns am Gemeinwohl orientieren.»

Zum Abschluss führt sie ihren Besucher bereitwillig in das Zimmer, in dem ihr Klavier steht. Sie montiert das Handy und zeigt den Spickzettel, auf dem ihre Stichworte formuliert sind, «Was machen Sie mit der Knete der Franzosen», und parodiert sich selber. An diesem Freitag ist sie weniger wütend, eher besorgt. Am späteren Nachmittag steht noch eine Klavierstunde an. «Au revoir, à bientôt», sagt sie zum Abschied und lacht: «wenn ich Präsidentin bin.» ○



«Notstand»: Mauerteilstück in Baja California.

---

## Die Mauer ist sinnvoll

---

**Die Demokraten bestreiten wider alle Tatsachen eine Krise an der amerikanisch-mexikanischen Grenze. Für ihren Hass auf den Präsidenten opfern sie die Interessen der Bürger. Von Ford O'Connell**

Nancy Pelosi, die Sprecherin des Repräsentantenhauses, und Chuck Schumer, der Führer der demokratischen Minderheit im Senat, behaupten, die Krise an der amerikanisch-mexikanischen Grenze sei herbeigeredet. Doch die *Washington Post*, der man nicht unbedingt Sympathien für Trump nachsagen kann, widerspricht. Für sie ist die Lage an der Grenze tatsächlich ein «Notstand».

Massenhaft kommen Migrantenfamilien in die Vereinigten Staaten. Bei den US-Einwanderungsgerichten stapeln sich mehr als 800 000 unerledigte Fälle, die Arrestzellen und Abschiebungszentren sind hoffnungslos überfüllt.

Hinzu kommt, dass allmonatlich zahllose Amerikaner von illegalen Migranten getötet werden und diese Leute eine gewaltige Bürde für das Sozialsystem sind, nicht zu reden vom Menschenhandel, von den Drogen und der Kriminalität.

Und noch immer kein Wort dazu von den Linken.

Wenn wir von den Demokraten hören, dann nur, weil sie empört darüber sind, dass die

Grenzbeamten sich mit nichtletalen Massnahmen vor dem Ansturm der Migrantenkarawane zu schützen suchen. Diese Verachtung war bei den Demokraten nicht zu beobachten, als Präsident Obama seinerzeit mit einer ähnlichen Situation konfrontiert war und auf ähnliche Weise reagierte.

Zum Glück für das Weisse Haus nehmen die Amerikaner den Demokraten im Grossen und Ganzen nicht ab, was sie zum Thema Grenze sagen. Die Bürger wollen einen starken Grenzschutz. Einer jüngst veröffentlichten Umfrage von Morning Consult ist zu entnehmen, dass 79 Prozent der registrierten Wähler die Lage an der Südgrenze als «Krise» oder «Problem» betrachten.

Worin unterscheidet sich nun die derzeitige Krise an der mexikanischen Grenze von der Situation, mit der Präsident George W. Bush oder Barack Obama konfrontiert waren? Es ist nicht so sehr die schiere Zahl der illegalen Migranten als vielmehr die Beschaffenheit dieser Flutwelle. Mehr Migranten kommen aus Zentralamerika, mehr kommen in Familienverbänden, und



seren Grenzsicherung für eine Mauer votiert haben.

Dümmliche Wortklaubereien darüber, was eine Mauer ist, und die Behauptung, dass physikalische Barrieren an der Südgrenze «wirkunglos» seien, gehören zu den intellektuell unredlichsten Kommentaren, die in der jüngsten Zeit vorgebracht wurden, zumal die Statistiken auf das Gegenteil verweisen.

Natürlich ist keine Grenze absolut undurchlässig, aber der Grenzzaun in Yuma, Arizona, ist ein gutes Beispiel einer funktionierenden Grenzsicherung. Seit seiner Errichtung im Jahr 2005 ist die Zahl der illegalen Grenzübertritte dort um mehr als 90 Prozent zurückgegangen. Ähnliches gilt für Grenzabschnitte in San Diego und El Paso, Texas, sowie in Tucson, Arizona.

Selbst der ehemalige Chef der Grenzschutzagentur unter Präsident Obama, Mark Morgan (der von Trump entlassen wurde), räumt ein, dass physikalische Barrieren funktionieren und noch mehr davon gebaut werden müssen, wenn man die Südgrenze wirklich sicher machen will.

Anders als es die Medienhysterie nahelegt, fordert Präsident Trump keineswegs, dass eine Mauer über die gesamte Distanz der etwa dreitausend Kilometer langen Südgrenze gebaut wird. Er will nur, dass die bestehenden Barrieren um ein paar hundert Kilometer ergänzt werden. Ausserdem fordert er mehr Personal für die Einwanderungsgerichte, mehr Grenzschrützer, mehr Betten in den Arresteinrichtungen und zusätzliche Überwachungstechnologie – alles Dinge, die im Interesse einer besseren Grenzsicherheit sinnvoll sind.

Das Weisse Haus hat Entgegenkommen für den Fall signalisiert, dass sich die Demokraten unverzüglich zu Gesprächen über eine umfassende Einwanderungsreform und den Umgang mit minderjährigen Immigranten bereit erklären – solange dies den Bau weiterer Barrieren an der Südgrenze einschliesst und am Ende eine verbesserte Grenzsicherheit herauskommt.

Das Weisse Haus ist zu einem Deal bereit. Die Bundesangestellten werden am Ende ihre ausstehenden Gehälter bekommen, aber das Weisse Haus möchte nicht, dass sie Leidtragende dieses Konflikts werden. Die Fragen an die Demokraten im Kongress sind ganz simpel: Ist ihr Hass auf Präsident Trump grösser als ihr Interesse an einer gesicherten Grenze? Sind ihnen illegale Einwanderer wichtiger als die amerikanischen Bürger? Wir werden sehen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Ford O'Connell war leitender Mitarbeiter in John McCains Wahlkampfteam 2008. Er ist Politikberater, Lehrbeauftragter an der George Washington University und Kommentator bei Fox Business.

Dieser Artikel erschien zuerst auf thehill.com



## Inside Washington

# Schweigen wäre Gold

In den USA brechen rhetorische Dämme – die Kontroversen laufen aus dem Ruder.

**E**in Krieg ist um Amerikas Zukunft entbrannt. Ob auf Twitter oder im Kongress: Die Schlacht wird an zahlreichen Fronten geführt – in der chaotischen Kakophonie einer Vielzahl ehrgeiziger Krieger.

So versuchen Mitglieder der Grand Old Party, die soeben eine Wahlschlappe erlitten haben, einen der Ihren in die Wüste zu schicken, den Abgeordneten Steve King aus Iowa. Aus Angst um den Ruf der Partei stimmten die Republikaner mit Furor dafür, den Bösewicht aus parlamentarischen Ausschüssen zu verbannen. King, ein erklärter Geistesverwandter der österreichischen FPÖ, sagte der *New York Times*, er könne nicht verstehen, warum Begriffe wie «weisser Nationalist» oder «weisse Überlegenheit» beleidigend sein sollten. Der republikanische Fraktionsführer, Kevin McCarthy, hält Kings Aussagen für «jenseits der Würde der Partei von Abraham Lincoln und der Vereinigten Staaten von Amerika».

Auf der anderen Seite, im Reich der Demokraten, irritiert die neue Abgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez das Partei-Establishment. Die Schauspielerinnen Whoopi Goldberg brachte die Kritik in ihrer TV-Show auf den Punkt, indem sie der 29-Jährigen empfahl: «Bevor Sie die Leute nerven, möchte ich Sie ermuntern, doch eine Minute innezuhalten und den neuen Job kennenzulernen.» Cortez nahm sich den Wink nicht zu Herzen. Diese Woche heizte sie ihren Genossen weiter auf Twitter ein. Die Befürworterin konfiskatorischer Steuern hat auf Twitter laut einer Untersuchung «mehr Einfluss als prominente Demokraten, Fraktionsführer und die möglichen Präsidentschaftskandidaten 2020 eingeschlossen».

General Charles de Gaulle sagte einst: «Schweigen ist für die politischen Anführer Gold.» Der Held des Zweiten Weltkriegs hatte keinen Twitter-Account. *Amy Holmes*

es kommen mehr unbegleitete Minderjährige. Unsere aktuellen Asylgesetze, im Zusammenspiel mit diversen anderen Gesetzeslücken und technischen Mängeln, erlauben es diesen Leuten, das System in ganz anderer Weise auszunutzen, als das den einzelnen erwachsenen Mexikanern möglich war, die zuvor die Mehrheit der illegalen Einwanderer stellten. Mit anderen Worten, sobald diese Personen (zentralamerikanische Migranten, Familienverbände und Minderjährige) US-Boden betreten, kann man sie praktisch kaum mehr zurückschicken. Deshalb hat sich Trump bemüht, eine Vereinbarung mit Mexiko zu treffen, gemäss der zentralamerikanische Migranten dort ausharren sollen, bis über ihre Asylanträge entschieden ist.

Doch solange der Kongress nicht bereit ist, die Asylgesetze zu ändern und die anderen gesetzlichen Schlupflöcher zu stopfen, wäre es töricht, die Südgrenze nicht besser zu sichern.

### Bereitschaft des Weissen Hauses

Nancy Pelosi findet, eine Mauer sei «unmoralisch», und Schumer wie Pelosi erklären, dass Mauern «wirkunglos» seien.

Was die beiden natürlich verschweigen, ist die Tatsache, dass es an der Südgrenze bereits mehr als tausend Kilometer physikalische Barrieren und Grenzzäune gibt. Sie verschweigen auch, dass etliche prominente Demokraten, darunter Schumer, Obama, Hillary Clinton und Joe Biden, als Senatoren im Interesse einer bes-



Nancy Pelosi.

# Freude, schöner Götterfunken

Charles de Gaulle verkörperte die Seele der französischen Nation. Konrad Adenauer, der Anti-Nazi und Antikommunist, stand für ein anderes Deutschland. Eine echte Freundschaft verband die Staatsmänner, die mit dem Elysée-Vertrag die Erzfeindschaft ihrer Völker überwandten. Teil 3. Von Jürg Altwegg

An Charles de Gaulle scheiden sich die Geister. War er ein grosser Europäer? Zweifellos. Auch ein überzeugter! Keiner hat die Beziehung Grossbritanniens zum Festland realistischer eingeschätzt als er: «England ist eine Insel.» Seit seinem Exil in London wusste er, dass das Königreich sich im Zweifelsfall auf die Seite der Vereinigten Staaten schlagen würde. Winston Churchill gegenüber hatte er sein Bedauern darüber ausgedrückt, dass die Weltmacht zum Satelliten der Amerikaner geworden sei.

Die Initianten des Brexits verehren de Gaulle als Visionär, ja Propheten des britischen Austritts aus der Europäischen Union. Der General war ein Pionier der militärischen Unabhängigkeit – Frankreichs und Europas: Er ahnte, dass die Amerikaner den Kontinent nicht auf alle Ewigkeit hinaus beschützen würden. Doch motiviert hat ihn die Abhängigkeit von den USA, die ihm so unerträglich war wie die Einsicht, dass es die Amerikaner gewesen waren, die Frankreich befreit hatten.

Lange hatte Charles de Gaulle auf die Rückkehr an die Macht warten müssen. Ein neuerlicher Krieg – in Algerien – machte sie möglich. Sie erfolgte 1958 im Rahmen eines Regimewechsels: von der parlamentarischen Vierten zur monarchistischen Fünften Repu-

## Als Präsident handelte de Gaulle pragmatisch und rational im Dienst der nationalen Interessen.

blik. Als Präsident handelte de Gaulle pragmatisch und rational im Dienst der nationalen Interessen. Wenn diese es erforderten, war er zu einem radikalen Gesinnungswandel bereit – Beispiel Algerien (*Weltwoche* Nr. 2/19). Seine weltpolitische Vision allerdings verweigerte sich mit störrischer Hartnäckigkeit den Realitäten der sechziger Jahre und blieb von den Erinnerungen an die Jahre in London und an die Demütigungen durch Franklin D. Roosevelt und Winston Churchill geprägt.

Im Kalten Krieg entwarf de Gaulle sein «Europa der Vaterländer» als «Europa vom Atlantik bis zum Ural», das er der Aufteilung der Welt zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion entgegensetzte. Man kann das als Vorahnung des Triumphs der Völker über die Ideologien und Imperien deuten, aber es handelte sich zunächst einmal um die kleinliche Trotzreaktion eines in seinem Nationalstolz verletzten Politikers, der sein Land

als Weltmacht führte und genau wusste, dass dies eine Illusion war. Ausser in der Kultur, auf deren anhaltende Ausstrahlung de Gaulle setzte: Albert Camus, Jean-Paul Sartre und die Strukturalisten waren seine Zeitgenossen, er selber in der Welt so bekannt wie Tintin und Brigitte Bardot.

### Trojanisches Pferd

Sein innenpolitischer Pragmatismus liess es de Gaulle vernünftig erscheinen, die jungen Römischen Verträge, die er in der Opposition abgelehnt hatte, nicht in Frage zu stellen. Geschickt nutzte er die europäischen Vorgaben und «Zwänge», um die Widerstände gegen seine Reformen zu überwinden und das Land zu modernisieren.

Von seinem «dritten Weg» zwischen den Blöcken liess er sich nicht ablenken. Er verliess

die Nato, verwies die amerikanischen Truppen des Landes und baute die französische Atom-bombe – erste Kernwaffentests wurden in einem dicht besiedelten Gebiet in Algerien durchgeführt. 1963 verweigerte er Grossbritannien den Beitritt zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), dem die anderen Partnerländer zustimmten. De Gaulles *njet* entsprach seinem Bedürfnis nach Rache. Aber es gab dafür auch politische Argumente.

Die Briten hatten nicht an einen Erfolg der EWG geglaubt und waren ihr ferngeblieben. Hinter ihrem Gesinnungswechsel vermutete de Gaulle einen Versuch, die Wirtschaftsgemeinschaft von innen heraus zu sabotieren. Genauso fürchtete er sie als trojanisches Pferd der Vereinigten Staaten gegen seine Absicht, Europa zur militärischen und politischen Macht zu machen. Gleichzeitig wollte der Staatschef seine Landwirtschaft, die enorm von Europa profitierte, vor den Importen aus dem Commonwealth schützen.

Eine Woche nach dem Veto unterzeichneten Konrad Adenauer und Charles de Gaulle den Elysée-Vertrag, diesen deutsch-französischen Freundschaftsvertrag. Mit Grossbritannien hätte Frankreich in der EWG einen vergleichbar starken und ähnlich pragmatischen, selbstbewussten Rivalen bekommen, aber seit de Gaulle ins Elysée zurückgekehrt war, hatte sich diese historische Hinwendung zu Deutschland abgezeichnet.

1959 – noch wurden die Deutschen als «boches» bezeichnet – hielt er an der Universität Strassburg eine Rede, in der er Leibniz und Goethe zitierte, die zur Verständigung und Vereinigung der Völker aufgerufen hatten. 1961 und 1962 legte de Gaulle zweimal einen Fouchet-Plan vor mit dem Ziel, aus der EWG eine politische Union mit gemeinsamer Aussenpolitik und militärischer Verteidigung zu machen; es scheiterte beide Male an der Opposition der Benelux-Staaten. Anlässlich eines Staatsbesuchs hielt de Gaulle in Ludwigsburg eine Rede an die deutsche Jugend.

Der französische Zentralist, der keine Bundesrepublik wollte und es am liebsten bei den Bundesländern belassen hätte, verlagerte die Projekte des Fouchet-Plans auf die Zusammenarbeit auf Regierungsebene mit einem einzigen Partner: Deutschland war von Schuldgefühlen geprägt, von der dargebotenen Hand des Franzosen abhängig und ohne jede Ambition auf eine eigene Atombewaffnung. De Gaulles Kehrtwende war da ebenso

### Serie: Heldenhafte Gründung der EU



Die Europäische Union steckt in der tiefsten Krise ihrer Geschichte. Im März verlässt mit Grossbritannien erstmals ein Mitgliedstaat die EU, und der Euro, der eigentlich den geeinten Kontinent symbolisieren soll, hat die südeuropäischen Volkswirtschaften von den Wohlstandsregionen nördlich der Alpen eher abgekoppelt. Die Franzosen demonstrieren gegen ihren europhilen Präsidenten, während sich die Osteuropäer gegen jeden weiteren Souveränitätstransfer nach Brüssel wehren. Die Kritik an der EU ist so allgegenwärtig, weil deren Mängel wie Bürgerferne und Demokratiedefizit so offenkundig geworden sind.

Ungeachtet dessen ist die Europäische Union das Resultat einer faszinierenden Geschichte. Vor allem der Gründungsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg haftet etwas Heroisches an. Mutige, idealistische Politiker raufte sich gegen alle Wahrscheinlichkeit zusammen.

In einer fünfteiligen Serie erinnert die *Weltwoche* an diese bewunderungswürdige Gründungsphase, erzählt von Jürg Altwegg, der seit Jahrzehnten in Genf für deutschsprachige Medien über Frankreich schreibt, also ein durch und durch europäisches Leben lebt, der die EU kennt und ihre Geschichte. (WW)





Die Achse Paris–Bonn stellte die Weichen in Europa: de Gaulle (r.) und Adenauer vor dem Elysée-Palast in Paris, 1962.

spektakulär wie im Falle der algerischen Unabhängigkeit.

Der Elysée-Vertrag begründete eine enge Kooperation in den Bereichen Kultur, Sicherheit und Aussenpolitik. Die Achse Paris–Bonn stellte die Weichen in Europa: den Franzosen die politische Führung, den Deutschen – die nichts anderes wollen – die Wirtschaft und den anderen Staaten, die dem Fouchet-Plan misstrauten, die Rolle der Juniorpartner, die mit zunehmender Arroganz behandelt wurden. Doch mit seinem vordringlichsten Anliegen scheiterte de Gaulle: Er wollte Deutschland aus der Westbindung lösen. Schon in der Präambel wurde die Bedeutung der engen Zusammenarbeit beider Länder mit den Vereinigten Staaten hervorgehoben.

### Der Lange und der Alte

Trotz aller Hintergedanken entstand aus der Annäherung zwischen Adenauer und de Gaulle eine echte Freundschaft. Konrad Adenauer, der nie Soldat gewesen war, konnte als Anti-Nazi und Antikommunist den General von der Existenz eines «anderen Deutschlands» überzeugen. De Gaulle, der den Widerstand und die Seele der alten Nation verkörperte, war der einzige Franzose, der seinen noch immer traumatisierten Landsleuten die

Aussöhnung mit dem Erzrivalen, dem sogenannten Erbfeind, glaubhaft vermitteln konnte.

Regelmässig kam es zwischen dem «Alten» (Adenauer, geboren 1876) und dem «Langen» (de Gaulle, 1,95 Meter) zu Spannungen, ja Krisen, doch keiner ihrer Konflikte führte zum Bruch. Schon 1960, als die Sowjetunion mit der Aufkündigung des Viermächteabkommens

---

### Regelmässig kam es zu Spannungen, doch keiner der Konflikte führte zum Bruch.

---

gedroht hatte und Briten wie Amerikaner zu Konzessionen an Nikita Chruschtschow bereit gewesen waren, schlug sich de Gaulle auf die Seite Adenauers und bekämpfte mit ihm die Bestrebungen der Sowjetunion zu einer Neutralisierung Deutschlands. Der deutsche Kanzler, den die erste Zündung einer französischen Atombombe verstimmt hatte, rechnete ihm diese Solidarität hoch an.

De Gaulle hasste die in Brüssel herrschende Bürokratie und erkannte die Gefahr ihrer Entfremdung von den Völkern. Zur Verbesserung der demokratischen Abstützung schlug er im Gespräch mit Adenauer die Einführung

gemeinsamer Abstimmungen innerhalb der EWG-Länder vor. Doch im Zweifelsfall hielt er an der unteilbaren nationalen Souveränität fest. 1965 widersetzte er sich zwei Reformen, welche die gemeinsamen Institutionen auf Kosten des Ministerrats, in dem die Mitgliedstaaten vertreten waren, gestärkt hätte. Auch bezüglich der Landwirtschaftspolitik wurde gestritten. Monatelang betrieb de Gaulle seine «Politik des leeren Stuhls» – bis er recht bekam. 1967 erneuerte Labour-Premier Harold Wilson die Anfrage bezüglich eines Beitritts von Grossbritannien und wurde schnöde abgewiesen.

International war Charles de Gaulle populär und gleichzeitig als Querulant gegen die Weltordnung des Kalten Kriegs verschrien. Bei einem Staatsbesuch in Kanada unterstützte er ungeniert die Unabhängigkeitsbestrebungen der französischen Minderheit: «Vive le Québec libre!» Er näherte sich der Sowjetunion an und appellierte gleichzeitig an ihre Satelliten, sich von der sowjetischen Herrschaft zu befreien. Als erster westlicher Staatschef besuchte er Polen und wurde triumphal empfangen. Während er im Paris der Studentenrevolte die Kontrolle über die Ereignisse verlor, reiste er mitten im Mai 68 fünf Tage nach Rumänien und plädierte in Bukarest für ein «Europa der Vaterländer» zur Überwindung des Eisernen Vorhangs. >>>

Im Juni 1968 gewann de Gaulle die vorgezogenen Parlamentswahlen. Ein Jahr später verband er sein politisches Schicksal mit dem Ausgang einer Volksabstimmung über eine Verfassungsreform. Sie zielte darauf ab, den dritten Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus auch in Frankreichs Wirtschaft zu verstärken und mit der Schaffung von Regionen den «bürokratischen Zentralismus» einzuschränken. Noch in der Nacht der Niederlage trat er zurück.

Europa, schrieb er in seinen «Memoiren», befinde sich in der «Mitte der Welt» und im Zentrum von deren Geschichte: «Hier herrschten die römischen Kaiser, Karl der Grosse, Karl der Fünfte, Napoleon und versuchten, Europa zu vereinen; Hitler wollte ihm seine erdrückende Herrschaft aufzuzwingen. Doch keiner dieser Einiger erreichte, dass sich die unterdrückten Völker aufgaben. Ganz im Gegenteil. Die willkürliche Zentralisierung löste stets eine virulente Gegenreaktion der Nationalitäten aus. Ich glaube deshalb, dass Europa heute genauso wie in früheren Epochen nicht das Resultat einer Fusion der Nationen sein kann. Aber es kann und muss aus deren systematischer Annäherung entstehen.» Alles, befindet de Gaulle, weise in diese Richtung, und seine Politik ziele darauf ab, «dieses Konzert der europäischen Nationen zu ermöglichen» und ihre «Solidarität» zu stärken.

Seine Vorstellung eines vereinten und starken Europas konnte Charles de Gaulle nicht verwirklichen. Aber auch während seiner gut zehn Jahre an der Spitze der Fünften Republik gab Frankreich den Takt vor. Nach seiner Rettung der französischen Ehre im Krieg blieb die Aussöhnung mit Deutschland de Gaulles grösste Leistung. Sie brachte einen Prozess in Gang, der in der Geschichte bislang beispiellos war. Er stellte die Weichen für ein deutsch-französisches Europa, in dem die kleinen Staaten an Einfluss verloren.

### Eigentliche *mésentente*

Doch bereits de Gaulles Beziehung zu Adenauers Nachfolger Ludwig Erhard, der einen obskuren Plan zum «Kauf» der deutschen Wiedervereinigung verfolgte und gegenüber Paris auf Distanz ging, war sehr viel kühler. Als eigentliche *mésentente*, die in den Lobeshymnen auf die deutsch-französische Freundschaft kaum je erwähnt wird, muss man das Verhältnis zwischen Georges Pompidou, der auf de Gaulle folgte, und Willy Brandt bezeichnen – mit gravierenden Folgen für Europa. Pompidou misstraute dem deutschen Kanzler und dessen Ostpolitik. Als Reaktion auf sie wandte er sich den Briten zu und organisierte 1972 eine Abstimmung über den EWG-Beitritt von Grossbritannien, Irland und Dänemark. Dieser wurde von mehr als

zehn Millionen Franzosen befürwortet, das Ja erreichte fast 70 Prozent der Stimmen.

Die Briten selber konnten erst 1975, nach zwei Jahren Mitgliedschaft, abstimmen: über einen allfälligen Rückzug. Premierministerin Margaret Thatcher kämpfte mit Erfolg für das Verbleiben ihres Landes in der EWG: Es wurde mit einer Mehrheit von 67 Prozent bei einer Stimmbeteiligung von 64 Prozent besiegelt. Für Grossbritannien war es die erste landesweite Abstimmung in der Geschichte.

Helmut Schmidt und Valéry Giscard d'Estaing brachten die EWG mit währungstechni-



*Wachstum und Wohlstand:* Mitterrand (l.) und Kohl, Verdun, 1984.

schen Massnahmen voran. Hand in Hand gingen Helmut Kohl und François Mitterrand über die Schlachtfelder von Verdun. Zum Ersten Weltkrieg unterhielten beide Länder ein relativ unproblematisches Verhältnis, er konnte zum Symbol ihrer Versöhnung werden, die sich aber auf den Zweiten Weltkrieg bezog. Doch eine ge-

### Der Krieg rückte in weite Ferne. Man stritt um Butterberge und Kabeljau-Quoten.

meinsame Zeremonie an einem seiner Schauplätze blieb unvorstellbar angesichts der deutschen Schuldgefühle und vor allem der französischen Lebenslügen, die beim Aufbau Europas die treibende Kraft waren und mehr bewirkten als die Utopien der Föderalisten. Noch zelebrierten die Franzosen am 8. Mai nicht das Ende des Kriegs, sondern ihren Sieg über

Deutschland. Mitterrand, der seine Kandidatur mit dem Heiligenschein der Résistance umflorte, wäre nicht zum Präsidenten gewählt worden, wenn die Franzosen gewusst hätten, dass er von Pétain einen Orden bekommen hatte. Mit Schmidt verstand er sich sehr viel weniger gut als mit Kohl, dem er von den Nürnberger Prozessen erzählte, an denen er teilgenommen hatte.

### Bei den Bürgern hoch im Kurs

Ab 1982, nach dem Machtwechsel in Bonn von der SPD zur CDU im Klima der Friedensbewegung, unterstützte Mitterrand, der französische Sozialist, den neuen Kanzler: Er plädierte in Bonn für die Nachrüstung und legte sich mit den Pazifisten an. «Mit seiner Rede im Bundestag», so der damalige Chefredaktor von *Le Monde*, Jean-Marie Colombani, «erlaubte sich der französische Staatschef etwas, das kein anderer Politiker eines einzigen Landes machte oder gemacht hätte»: Mitterrand mischte sich in die deutsche Innenpolitik ein und war für Kohl in den unsicheren Anfängen seiner Regierungszeit eine wertvolle Hilfe. Es wird später zwischen den Staatsechefs der beiden Länder immer wieder Meinungsverschiedenheiten, ja Abgrenzungsversuche geben – aber stets mussten sie sich der deutsch-französischen Logik unterwerfen.

Die EWG brachte ihren Mitgliedern Wachstum und Wohlstand. Als die turbulenten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg vorüber waren, erlebte Europa eine gute Zeit und stand bei den Bürgern hoch im Kurs. Der Krieg rückte in weite Ferne. Man stritt um Butterberge und Kabeljau-Quoten. In den achtziger Jahren nahm die EWG die Länder auf, in denen die letzten faschistischen Diktaturen Westeuropas überwunden

wurden, sie ermöglichte und begleitete deren friedlichen Übergang in die Demokratie: Griechenland, Spanien und Portugal. Diese profitierten von der Entwicklungshilfe aus Brüssel.

1985 übernahm Jacques Delors, der Mitterrands Sozialisten zur wirtschaftlichen Vernunft gebracht hatte, die Präsidentschaft der Europäischen Kommission und löste mit seinen kühnen Projekten und seinem Enthusiasmus eine eigentliche «Europhorie» aus. Unter Delors wurde die EWG zur Europäischen Union. Noch konnte sich niemand vorstellen, dass der Eisenerne Vorhang fallen, die Spaltung Europas überwunden und die deutsche Wiedervereinigung kommen würde. Margaret Thatcher und François Mitterrand wollten sie verhindern – Charles de Gaulle hätte sie zweifellos als Selbstverständlichkeit empfunden.

Lesen Sie nächste Woche:

«Der Euro – Preis für die deutsche Wiedervereinigung»

# Schulbuch-Terror

Was die Schweiz mit 27 Millionen Dollar an Projekten in Palästina unterstützt, ist teilweise äusserst bedenklich. Aussenminister Ignazio Cassis kritisiert dies zu Recht.

Von Christoph Mörgeli

Als sich Bundesrat Ignazio Cassis letzten Mai kritisch über das Uno-Hilfswerk für palästinensische Flüchtlinge (UNRWA) äusserte, erhob sich im Nahen Osten wie in der Schweiz ein Sturm der Entrüstung. Micheline Calmy-Rey, Mutter der grandios gescheiterten «Genfer Initiative», fürchtete um die Schweizer Vermittlerrolle. SP-Nationalrat Martin Naef kanzelte Cassis als *Plauderi* ab, sein Genosse Carlo Sommaruga schimpfte über die Verletzung des Kollegialitätsprinzips. Der damalige Bundespräsident Alain Berset sah sich genötigt, Cassis zum «Gespräch» aufzubieten.

Wie es für diesen Schritt zu einer bundesrätlichen Mehrheit kam, bleibt im Dunkeln. Zweifellos haben Simonetta Sommaruga und Doris Leuthard die Cassis-Schelte unterstützt, schwerlich aber der Freisinnige Johann Schneider-Ammann und die SVP-Vertreter Ueli Maurer und Guy Parmelin. Gut möglich also, dass der schlaue Berset im Bundesrat gar nicht abstimmen liess, sondern die Grundstimmung ganz einfach zu seinen Gunsten auslegte.

## Kult um Kindermörderin

Fakt ist, dass palästinensische Fünftklässler ein Schulbuch von 2017 lesen, das unter Verantwortung der dortigen Autonomiebehörde herauskam und das die Schweiz mitfinanzierte. Sie vernehmen darin ein Loblied auf angebliche Helden. Kinder, Strassen, Plätze und Kulturstätten würden nach ihnen benannt: «Jeder von uns will sein wie sie.» Konkret genannt werden dann zehn muslimische Gewalttäter, unter anderem Dalal Mughrabi, führende Beteiligte am «Küstenstrassen-Massaker» von 1978, bei dem 38 Israelis – darunter dreizehn Kinder – umgebracht wurden. Kämpfer wie sie seien «die Krone ihrer Nation, sie sind ein Symbol ihres Ruhms, sie sind die Besten der Besten, die Besten der Edlen». Auch Mughrabi starb gemäss Schulbuch als «Märtyrerin» auf dem Weg «zur Erfüllung ihrer Pflichten» und gehöre zu den «Helden». Diese seien bereit, ohne Angst zu sterben: «Hoch den Helden und Hohn den Feiglingen».

In Tat und Wahrheit hatte die im Schulbuch gefeierte Dalal Mughrabi nie irgendeine Führungsposition in ihrer palästinensischen Heimat inne. Ihr Kultstatus, der sie bei Demonstrationen auf gleiche Höhe wie die Politiker Arafat und Abbas hebt, gründet einzig auf ihrem feigen, blutigen Mordanschlag. Die Botschaft, welche heutige palästinensische Schulbücher den leicht beeinflussbaren Kindern

einimpfen, ist unzweideutig: Tötet Israelis und werdet Helden, welche die Nachwelt feiern und nie vergessen wird.

Kein Wunder, dass sich vor allem in Israel Sorge über eine solche Erziehung des Nachwuchses in Palästina ausbreitet. Statt friedlicher Reformen, Koexistenz und Zwei-Staaten-Lösung predigen dort Schulbücher offen Terrorismus und Antisemitismus. Dies widerspricht den erklärten Standards von Uno und Unesco, was umso stossender ist, als das UNRWA solche Schulbücher mitfinanziert. Zu den wichtigsten Geberländern gehören die EU-Staaten und die Schweiz – mit zunehmender Tendenz, seit die Trump-Administration ihre Unterstützung massiv eingeschränkt hat. Nicht weniger als 27 Millionen Dollar hat das Aussendepartement 2018 ins UNRWA und damit auch in die umstrittenen Schulbücher gepumpt.

## Vernünftige Palästinenser unterstützen

Das UNRWA wurde 1949 gegründet und ist bis heute die einzige Uno-Unterorganisation, die sich ausschliesslich um eine einzige Bevölkerungsgruppe – nämlich die Palästinenser – kümmert. Das damit an die Welt ausgesandte Signal entfaltet bis heute seine fragwürdige Wirkung: Ein vertriebener Palästinenser ist wichtiger und bedarf einer intensiveren Unterstützung als jeder andere Flüchtling. Dieser Sonderstatus passt zu den seitherigen Verlautbarungen zahlreicher Uno-Gremien, die kein anderes Land so einseitig und so regelmässig rüffeln wie Israel, um gleichzeitig die Palästinenser mit Milliarden zu ver-

sorgen. Über siebenhundert Schulen mit rund einer halben Million Schülern werden durch das UNRWA finanziert. Hinzu kommen zahlreiche Gesundheits- und Sozialdienstleistungen. Gemäss der Uno-Definition geht der Flüchtlingsstatus der 1948 vertriebenen Palästinenser per Erbgang auf die Nachkommen über. Heute besitzen über fünf Millionen ein grundsätzliches Rückkehrrecht.

Wer sich als Hüter von Rechtsstaat und Menschenrechten versteht, sollte immerhin folgende Tatsachen bedenken: Der frühere israelische Staatspräsident Mosche Katzav sass wegen Sexualstraftaten fünf Jahre im Gefängnis, Ex-Ministerpräsident Ehud Olmert wurde wegen Vorteilmahme für sechzehn Monate inhaftiert. Und selbst dem amtierenden Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu droht eine Anklage wegen Korruption. Demokratie, Gewaltenteilung und Strafverfolgung funktionieren in Israel und schonen auch die höchsten Repräsentanten nicht. Die Palästinenserführer indes haben sich unermesslich an Hilfsgeldern bereichert und es sich auf Kosten der leidenden Bevölkerung gutgehen lassen. Die Gräben zwischen den Palästinenser-Fraktionen Fatah und Hamas sind bei weitem nicht zugeschüttet. Statt die verkrustete, fundamentalistische und korrupte Führung der Palästinenser zu finanzieren, sollten die zuständigen Stellen der Uno und des Schweizer Aussendepartements besser vernünftige, dialogbereite und friedfertige Organisationen unterstützen. Auch diese gibt es nämlich bei den Palästinensern. ○



«Die Besten der Besten»: palästinensische Gewalttäterin Dalal Mughrabi.



*Erinnerungen an Kindheitsträume:* Entertainer DJ Bobo bei der Tour-Premiere im Europa-Park, Rust.



Ikone der Woche

## Traumtänzer mit Bodenhaftung

Von Philipp Gut

**E**s kommt von ganz weit her. Aus den Tiefen des Alls stürzt es auf die Erde zu, vorbei an fernen Sonnensystemen, gefährlich nahen Meteoritenbrocken und Planeten. Das Ziel: Europa-Park, Rust. Das Raumschiff setzt auf, und ihm entsteigt, zunächst als Hologramm, dann leibhaftig, der Kapitän, DJ Bobo. Die Show beginnt – mit zwölf Minuten Verspätung, aber nur, weil die letzten Zuschauer wegen des vielen Schnees etwas langsamer vorangekommen sind. DJ Bobo alias René Baumann entschuldigt sich für die minime Verzögerung bei der Premiere seines neuen Programms «Kaleidoluna». Welcher Popstar würde das sonst tun?

Die Episode ist typisch für den Schweizer Erfolgsunternehmer und Weltunterhalter mit Firmensitz in einem Industriegebäude in Stans NW. Obwohl seine Hits von Amerika bis Asien bekannt sind, obwohl er mehr Tonträger verkauft hat als jeder andere hierzulande und obwohl er nichts lieber tut, als uns für einige Stunden aus dem Alltag zu reissen und in Traumwelten zu entführen, ist DJ Bobo auf dem Boden geblieben. Er ist, auch nach 27 Jahren, immer noch dankbar für diese aussergewöhnliche Karriere.

Immer wieder streut er Erinnerungen an seine Anfänge ein, an die Zeit, als er in seinem Kinderzimmer in Kölliken AG zu träumen anfing. Er kaufte «Live Killers» von Queen und schwor sich, das möchte er auch einmal: eine eigene Platte, einen eigenen Song, zu dem die Leute tanzen. Sein erstes Lied – er nahm es auf Kassette auf und schickte es an alle möglichen Plattenfirmen – hiess «I Love You», doch diese Liebe war nicht gegenseitig. Niemand wollte es hören. Der Teenager gab nicht auf, er schickte ein weiteres Demotape an die Plattenbosse, dann noch eines. Die Antwort war immer dieselbe: eine höfliche Absage. DJ Bobo, wie er sich inzwischen nannte, liess sich nicht beirren und verschickte seinen vierten Versuch. Er hiess «Somebody Dance With Me». Der Durchbruch.

Den Hits begegnet man in der neuen Show, als wäre es ein Wiedersehen mit alten Freunden. Die Zuschauer – bei der Premiere sind es, fast intim für DJ-Bobo-Verhältnisse, 2500, später wird es ein Vielfaches sein – springen jedes Mal von ihren Sitzen auf, wenn wieder einer ihrer Lieblingssongs an die Reihe kommt. Sie träumen den gleichen Traum wie er, der bescheidene Superstar, der bodenständige Traumtänzer. Zumindest für einen Abend lang.

DJ Bobo gastiert auf seiner «Kaleidoluna»-Tour am 30. Mai 2019 in der Postfinance-Arena in Bern und am 9. Juni 2019 im Hallenstadion Zürich.

# Die Frau, die sich nicht lustig findet

Letztes Jahr schaffte Patti Basler ihren Durchbruch als Komikerin, unter anderem mit ihren Beiträgen in der SRF-«Arena». Auf der Bühne kann sie so richtig widerborstig sein.

In der persönlichen Begegnung ebenso. *Von Rico Bandle*



Grosses Jahr: Satirikerin Basler.

Sitzt man Patti Basler gegenüber, so kommt man manchmal ins Staunen. «Ich bin privat ein arrogantes Arschloch», sagt sie, sich auf dem Sofa fläzend. «Dafür bin ich politisch ein Gutmensch. Als Kompensation.» Sie verzieht dabei keine Miene. «Ja, schreib das nur auf!», fordert sie den Journalisten auf.

Meint sie das ernst? «Ja klar. Ich bin ja nicht die Einzige, die links wählt und ganz anders lebt.»

Die Komikerin und Slam-Poetin hat ein grosses Jahr hinter sich: Durch ihren Job beim SRF-Polit-Talk «Arena» wurde sie plötzlich schweizweit bekannt, sie erhielt den Salzburger Stier, die wichtigste Auszeichnung im deutschsprachigen Kabarett, und die *Sonntagszeitung* kürte sie auf Rang acht der «Schweizer des Jahres». Um die Bauerntochter und ehemalige Lehrerin aus dem Fricktal kommt man zurzeit nicht herum. Ob im Radio, im Fernse-

hen oder bei ihren über 200 Bühnenauftritten pro Jahr – Patti Basler ist omnipräsent. Ab kommendem Sonntag wird sie zudem in der neuen SRF-Satiresendung «Late Update» von Michael Elsener eine tragende Rolle spielen.

Basler ist unverhohlen direkt. Sie gehört nicht zu den Wortkünstlern, die über sieben Schlaufen zur Pointe gelangen. Kürzlich sorgte sie für Aufregung, als sie im *Blick* sagte: «Ich hasse Haustiere!», um dann anzufügen: «Ich habe Tiere schon gerne, aber dort, wo sie hingehören. Also in ihrer natürlichen Umgebung, im Stall und auf meinem Teller.» In einer ihrer «Arena»-Zusammenfassungen meinte sie, für FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann sei der Ständerat ein «Darkroom» – Portmann ist notabene bekennender Schwuler, und Darkrooms sind Sex-Zimmer in Schwulenklubs. Als studierte Erziehungswissenschaftlerin trägt sie den akademischen Titel «lic. phil.

päd.», was sie für den Kalauer nutzt: «päd. und phil. im selben Wort ist heikel.»

## Sie und die breite Masse

Auch neben der Bühne kommt Basler ohne Umschweife zur Sache. Sie gehört zu jener Sorte von Menschen, die ihre Abneigung jemandem gegenüber nicht verbergen können. «Es ist also nicht selbstverständlich, dass ich

---

«Die Politiker mögen sich, die gehen abseits der Kamera miteinander um wie Arbeitskollegen.»

---

mit der *Weltwoche* rede», stellt sie klar. Als wir ins Auto steigen und ich sie darauf aufmerksam mache, dass sie den Sitz gerne nach hinten schieben könne, sagt sie mit Hinweis auf ihre Körperfülle: «Du bist aber charmant.» – «Bei

der Sitzposition geht es um die Körperlänge, nicht die -breite» – «Du musst dich jetzt nicht herausreden.» Dabei ist in ihrem Mundwinkel kein Anzeichen von Selbstironie erkennbar – entweder ist sie eine gute Schauspielerin, oder sie meint das wirklich. Bei ihr weiss man nie so genau.

Ihren Körper und ihre burschikose Art macht sie auch auf der Bühne immer wieder zum Thema. «Ich vertrete die breite Masse», sagt sie etwa. Also doch jemand, der über sich selber lachen kann? «Das sind einfache Pointen, die versteht jeder», sagt sie. Als wollte sie sagen: «Man muss auch den Dummen etwas bieten.»

### Und hinter den Kulissen?

Seit Juni letzten Jahres präsentiert Patti Basler alle paar Wochen am Ende der «Arena» eine satirische Zusammenfassung der Politdiskussion. Während der SRF-Sendung sitzt sie beobachtend im Studio, macht sich laufend Notizen und denkt sich Reime aus zu den Äusserungen der Politiker. Am Schluss der Sendung trägt sie diese sofort live vor, ohne jegliche Probe. «Instant-Protokoll» nennt sie diese Form der Satire, eine Spezialität von ihr, dank der sie auch für wissenschaftliche Kongresse und andere Veranstaltungen gebucht wird. «Je trockener und langweiliger das Thema, desto besser funktioniert das Instant-Protokoll», sagt sie. Oft spielt sie dabei mit den Namen der Beteiligten. «De Röschi hätt no immer Schiss, dass im de Ussländer d Chruschte vo de Röschi frisst», reimte sie etwa anlässlich einer Sendung mit SVP-Präsident Albert Rösti. Bei einer Veranstaltung mit dem früheren SRG-Generaldirektor Roger de Weck dichtete sie: «Ich ha ghört *gilets jaunes*, ha dänkt, das sei de de Weck, wo seit: <Ich schiele schon.>»

Sie gehe jeweils völlig unvorbereitet in die «Arena»-Sendungen; weder informiere sie sich über das Thema noch über die Gästenauswahl. «Sonst würde ich mir schon vorher über mögliche Reime Gedanken machen, das wäre nicht gut.»

Niemand hat die SRF-Politdiskussion in letzter Zeit dermassen intensiv beobachtet wie sie. Was hat sie über die Schweizer Politik gelernt? «Dass vieles einfach Show ist», sagt sie. «Die Politiker mögen sich, die gehen abseits der Kamera miteinander um wie Arbeitskollegen.» Als es in einer Sendung um Bildung ging, habe sie als ehemalige Lehrerin und Erziehungswissenschaftlerin gemerkt, wie wenig Ahnung die Politiker haben. «Ob etwas sachlich sinnvoll ist, spielt keine Rolle. Hauptsache, man gibt seinen politischen Standpunkt durch.» Was passiert hinter den Kulissen? «Ich belästige die Politiker sexuell.»

### «Ich bin die Quotenfrau»

Ab dieser Woche besetzt SRF den freien Sendeplatz von «Giacobbo/Müller» am Sonntag-

abend wieder mit Satiresendungen. Nach dem «Tatort» strahlt der Sender abwechselnd entweder «Deville» (mit Dominic Deville) oder «Late Update» (mit Michael Elsener) aus. Patti Basler wird neben Renato Kaiser und Matto Kämpf zum festen Team von «Late Update» gehören. «Meine Aufgabe ist jene der Quotenfrau», sagt sie. «Wirklich, das ist so!» Als Kontrast zum Gastgeber Michael Elsener passt sie perfekt in die Sendung: Der filigrane Zuger ist mit seinen Goldlocken und seiner kontrollierten Art wie eine Zierpflanze, sie hingegen ein Wildwuchs, der nicht zu bändigen ist.

Basler wird in der Sendung als Aussenreporterin tätig sein, die an Veranstaltungen Leute veräppelt, ähnlich wie Hazel Brugger in der ZDF-«Heute-Show». «Mit dem Unterschied, dass Hazel ein riesiges Team um sich hat und auch mal zwei Tage lang drehen kann. Ich werde alles allein machen und mich selbst mit dem Handy filmen», sagt sie.

Die beiden SRF-Komiker Michael Elsener und Dominic Deville haben kürzlich in einem Interview im *Tages-Anzeiger* einhellig dargelegt, weshalb es für sie keine rechte Satire geben kann, nur linke. Ihre Devise: Die Meinung der Andersdenkenden ist dermassen absurd, dass man sie problemlos satirisch überhöhen kann, die eigene hingegen ist ganz vernünftig, über die kann man sich weniger lustig machen. Ist das der Grad der Selbstreflexion der hiesigen Satiriker? Basler will dazu nichts sagen: «Warst du bei dem Interview dabei? Vielleicht wurden sie verkürzt wiedergegeben.»

Womöglich war diese Aussage bloss eine versteckte Rechtfertigung dafür, weshalb ausschliesslich linke Komiker für die neuen Satiresendungen ausgewählt wurden. Michael Elsener hat in der Vergangenheit pädagogisch angehauchte Erklärvideos mit Abstimmungsempfehlung veröffentlicht, und bei Renato Kaiser gehen Polit-Agitation und Satire erst recht nahtlos ineinander über. Vielleicht wird Patti Basler in diesem Umfeld sogar zur erfrischenden Querschlägerin: Mit ihrer ungestümen Art wäre ihr zuzutrauen, die Party der politisch korrekten Satire etwas durcheinanderzuwirbeln.

### Veganer und Muslime

Manchmal macht sie sogar Witze über das Geschlechterverhältnis, was bei Komikern, die sich von der profanen Comedy abheben wollen, verpönt ist: «Wenn ein Mann eine Frau mit Humor sucht, so sucht er eine, die über seine Witze lacht. Wenn eine Frau einen Mann mit Humor sucht, dann meint sie einen, der ihr Witze erzählt.» Allerdings fühlt sie sich dann gleich bemüsstigt, anzufügen: «Ich glaube aber nicht an Geschlechterunterschiede.» Überhaupt hat sie sich dem Gleichstellungskampf verschrieben. Sie sagt konsequent «Lehrperson» anstatt Lehrerin oder Lehrer, tauscht die «Lehrlinge» ein für «Auszubilden-

de». Einer Wortkünstlerin muss diese Amputation der Sprache weh tun, würde man denken. «Nein, für mich ist das einfach normal, das ist reine Gewöhnungssache», sagt sie.

Geht es um ihr Standardthema, die Schule, könnte man zuweilen meinen, es spreche eine Konservative. Als zwei muslimische Schüler sich weigerten, einer Lehrerin die Hand zu geben, und dies landesweit für Diskussionen sorgte, ging ihr das nahe.

Sie veröffentlichte ein Video, in dem sie sich über die Schulrealität in der Schweiz ereiferte: über Schüler mit lauter Sonderwünschen, über Eltern, die sofort mit dem Anwalt drohen, über Lehrer – Pardon, Lehrpersonen –, die keine Autorität mehr haben. Dabei sprach sie nicht nur von Sonderwünschen aufgrund der Religion, sondern auch aufgrund von Gesundheitstrends (Veganer, Laktoseintolerante) und anderen Modeerscheinungen, die das Führen einer Schulklasse verunmöglichten. «Wenn eine Gesellschaft sich nicht mehr dazu hingibt, dass sich die Jugendlichen reiben, weil man ihnen alles durchlässt; wenn man ihnen keine Reibungsfläche mehr bietet, wie wollen diese Jugendlichen überhaupt noch pubertieren und erwachsen werden?»

### Cédric Wermuth rettete ihren Abschluss

Auch bei anderen Themen distanziert sie sich von der urbanen Mehrheitsmeinung: «Die Hornkuh-Initiative war die lächerlichste Initiative überhaupt. Einige Städter, die noch nie eine echte Kuh gesehen haben, glaubten zu wissen, wie man Kühe hält. Völlig absurd», sagt sie. Basler ist selber auf einem Bauernhof aufgewachsen, in Zeihen im Fricktal. Sie war im Dorf weit und breit die Einzige, die ans Gymnasium ging. Zehn Kilometer mit dem Velo hin, zehn zurück. Wenn sie am Mittag nach Hause ging, so waren das vierzig Kilometer an einem Tag. «Damals war ich fitter als heute.» Sie wurde Sekundarlehrerin, begann später mit dem Studium der Erziehungswissenschaften. Ganze 22 Semester brauchte sie bis zum Abschluss. Dass sie ihn überhaupt erlangte, hat sie SP-Nationalrat Cédric Wermuth zu verdanken. Der damalige Juso-Präsident habe sie nach einer Veranstaltung angesprochen. «Er machte mich darauf aufmerksam, dass für mich wie für ihn bald der letztmögliche Termin für die Einreichung der Lizentiatsarbeit anstehe.» Wegen der Bologna-Reform und der Umstellung auf das Master/Bachelor-System wäre das nachher nicht mehr möglich gewesen.

Seit vier Jahren konzentriert sie sich nun ganz auf ihre Karriere als grimmige Humoristin. Sie muss sich dafür nicht verstellen. Während des gesamten Gesprächs hat sie nie gelacht. «Ich finde fast nichts lustig», sagt sie. «Auch mich selber nicht.»

Late Update: Sonntag, 21.35 Uhr, SRF 1

# Knausgård und meine Mutter

Mein Lieblingsschriftsteller Karl Ove Knausgård ist fünfzig geworden. Meine Mutter auch. Die beiden 1968 Geborenen verbindet erstaunlich viel. Ist das Zufall? *Von Anton Beck*

Ihren Namen kenne ich seit frühester Kindheit, seinen Namen gerade erst seit ein paar Jahren. Sie sehe ich fast jeden Tag, ihn habe ich noch nie getroffen. Sie haben auch nicht allzu viel gemeinsam, meine Mutter, die im Bankensektor arbeitet, und Karl Ove Knausgård, der von manchen geliebt, von manchen gehasst wurde, norwegischer Schriftsteller. Was sie jedoch teilen, ist, dass sie beide mit ein paar Stunden Abstand vor fünfzig Jahren geboren wurden – er in Norwegen und sie in Liechtenstein.

Aufgewachsen ist Knausgård in Kristiansand, einer kleinen Stadt in Südnorwegen. Die Idee, Schriftsteller zu werden, führte ihn dann nach Bergen. Es folgte der erste Roman mit dreissig, die Anerkennung und das Vergessenwerden, das Kinderkriegen, Heiraten und Sich-scheiden-Lassen, die Schreibblockade und schliesslich der internationale Durchbruch mit dem ironisch-provokant betitelten Projekt «Min kamp» (im Deutschen erschienen als «Sterben», «Lieben», «Spielen», «Leben», «Träumen», «Kämpfen»), einer sechsbändigen Niederschreibung seines Lebens auf über 3500 Seiten.

## Im Auge des Sturms

Begonnen hat er den literarischen Selbsterkundungstrip mit dem Drang, den Tod seines Vaters und die damit verbliebenen positiven wie negativen Erinnerungen zu beschreiben. Das tat er ohne Schnörkel: Er schrieb einfach, wie es tatsächlich war. Das Buch löste eine Lawine aus: Verwandte wollten es stoppen, schafften es aber nicht, Knausgård fielen Preise in die Hände, und er war nach eigener Aussage schreibend im Auge des Sturms. Er weitete sein Vaterporträt zu einer fast schon pietistischen Autobiografie aus, welche die Frage danach, wie Autofiktion als Genre gelesen werden kann und sollte, auf eine Art wiederbelebte, wie dies seit dem französischen Schriftsteller Marcel Proust vor rund hundert Jahren niemand mehr geschafft hatte.

Schriftstellerische Ambitionen hegten meine Mutter nie. Zumindest erfuhr ich nie davon. Sie machte stattdessen eine Banklehre, lernte meinen Vater bei einem U2-Konzert kennen, bereiste mit ihm die Welt und entschied sich irgendwann Mitte der neunziger Jahre, trotz sich anbahnendem Klimawandel und der zunehmenden Popularität von Boybands zwei Kinder in die Welt zu setzen – an dieser Stelle

vielen Dank von meinem Bruder und mir für diese Entscheidung.

Zu den Wertvorstellungen meiner Grosseltern ging meine Mutter schon früh auf Distanz. Auf alten Familienfotos ist sie die mit der zerzausten Frisur und trägt ein freches Lächeln und eine zerrissene Jeansjacke, während mein Grossvater im Sonntagsanzug dasteht. Er war damals nicht gerade begeistert darüber, wie seine Tochter sich präsentierte, auch von seinem zukünftigen Schwiegersohn war mein Grossvater wenig angetan. Vor allem, als jener meine Mutter mit dem selbstbehaltenen violetten Auto abholte und damit in der ländlichen Gemeinde für Gesprächsstoff sorgte. Was heute, in einer Zeit, in der alles erlaubt ist, nicht mehr sonderlich rebellisch wirkt, war damals ein Abgrenzungsprozess, der durchaus einen starken Kontrast zu der Elterngeneration darstellte.

Etwas, was auch Knausgård mehrfach erwähnt: Schon in seinem 1998 erschienenen Debütroman, «Ute av verden» (auf Deutsch noch nicht erschienen; übersetzt: Hinaus aus der Welt), beschreibt Knausgård in der Figur seines Alter Egos Henrik Vankel das Erwachen einer Generation, die sich einen neuen Wertekatalog zusammensammeln versucht und sich fragt, wo sie in ihrem Leben die Prioritäten setzen soll. Etwas, was sicherlich auch meine Mutter so empfunden haben muss.

Mein Grossvater, Jahrgang 1939, verbrachte die ersten Jahre wie die meisten seiner Generation mit vielen Geschwistern, wenig Geld

---

## Nur zu oft hat mir meine Mutter erzählt, wie autoritär ihr Vater wirken konnte.

---

und den Mängeln, die der Krieg und sein Nachleben forderten. Ob in Mittel- oder Nordeuropa, der Wechsel von einer Zeit der Armut hinein in ein blühendes Wirtschaftswunder brachte eine Generation empor, die das kleinbürgerliche Leben, das sie sich erarbeitet hatte, gerne genoss, und den Aufwand, der dahintersteckte, anderen auch zu verstehen geben wollte.

Nur zu oft hat mir meine Mutter Geschichten darüber erzählt, wie autoritär ihr Vater wirken konnte, wie strikt seine Regeln in der Erziehung waren. Genauso beschreibt Knausgård den Versuch, durch jugendliche Besäufnisse oder Interrail-Reisen die elterlichen,

feststehenden Fesseln zu sprengen. Aber auch die Generation von Knausgård und meiner Mutter konnte das Rad nicht neu erfinden und fügte sich in die Welt ein, bekam Kinder, legte sich ein Eigenheim zu und tauschte die planlosen Reisen in die entferntesten Flecken der Erde ein gegen zwei Wochen All-inclusive-Familienbadeferien an einem überfüllten Strand an der Adria.

Da bekommt die rund 200 Jahre alte Aussage des Philosophen Hegel, dass ein jeder, so sehr er sich mit der Welt auch zanke, am Ende sich doch in seinen Platz fügte, eine ganz neue Aktualität. Das hat nichts Negatives an sich, denn wirklich anders würde die Welt wohl auch nicht funktionieren.

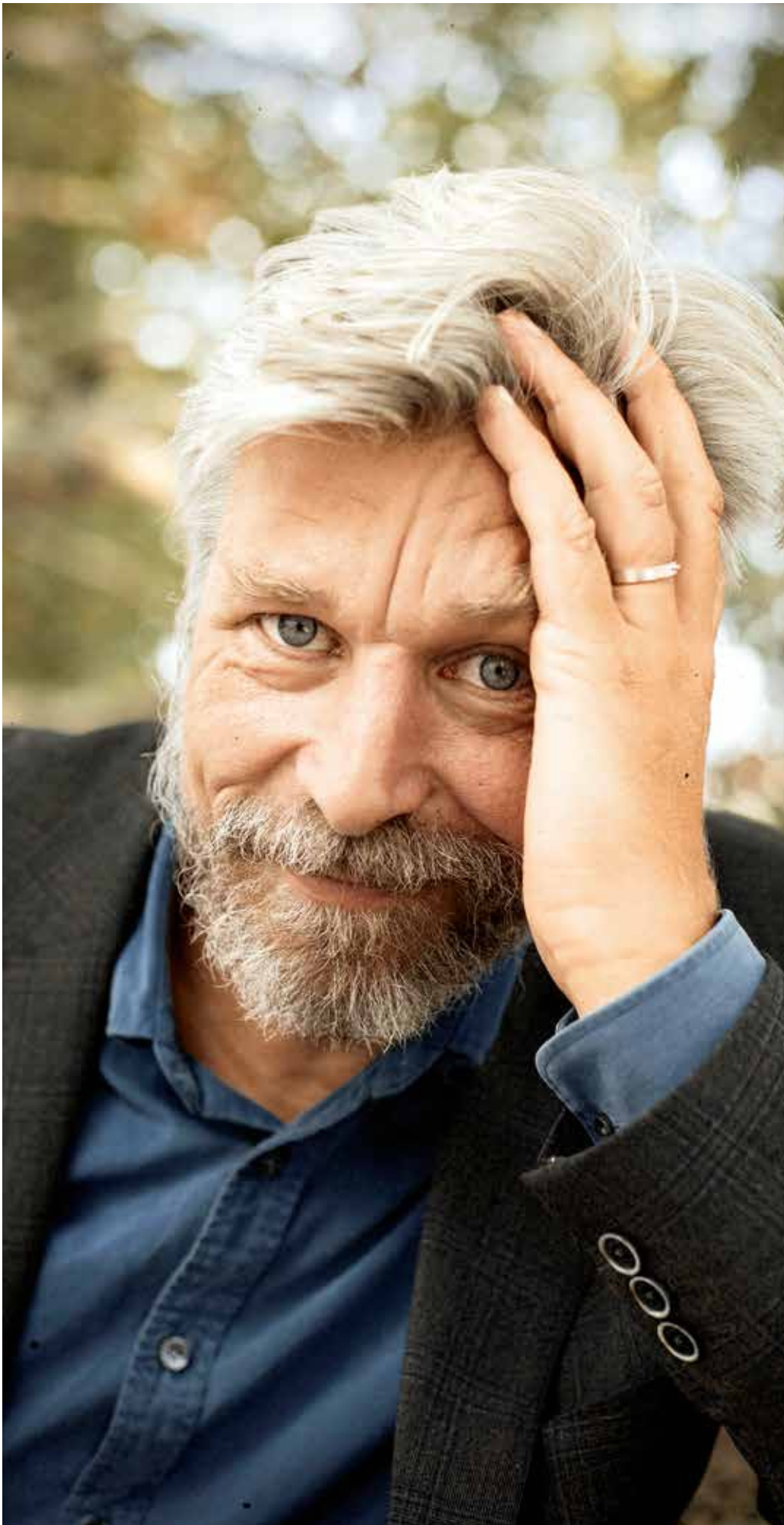
## Qualität der simplen Direktheit

Auf die Frage, wie eben diese Welt nach rund fünfzig Jahren Lebenszeit funktioniert, ging Knausgård in seiner vor einigen Jahren erschienenen Jahreszeiten-Anthologie ein. Die vier Bücher «Im Herbst», «Im Winter», «Im Frühling» und «Im Sommer» sind sein Versuch, die autofiktionale Innenansicht, die ihn in «Min kamp» berühmt machte, aufzubrechen und die Welt aus einer aussenstehenden Perspektive, der seiner neugeborenen Tochter, zu erklären. Das reicht von kleinen Essays über alltägliche Dinge wie Äpfel oder Einsamkeit hin zu einer novellenartigen Erzählung über den Besuch seiner Ex-Frau mit den Töchtern im Krankenhaus.

Dass Knausgård in seinen Büchern dermassen seine eigene Person einbringt, wird von Kritikern immer mal wieder als Makel dargestellt. Seine Bücher seien banal, lautet ein häufiger Vorwurf, die unglaublichen Verkaufszahlen und die Knausgård-Besessenheit seiner Fans (die «Knausomanie») beruhten auf dem Voyeurismus der Leser. Damit wird man dem Norweger aber nicht gerecht. Denn die literarische Qualität Knausgårds liegt gerade in der (auch sprachlich) simplen Direktheit, die nur wenige Autoren in diesem Masse erreichen.

Der norwegische Schriftsteller und Knausgård-Kollege Tomas Espedal erklärte einmal, es habe in der norwegischen Literatur lange Zeit als beschämend gegolten, «ich» zu schreiben. Dass Knausgård damit gebrochen hat, verrät viel über seine Generation, die der schamlosen Selbstdarstellung der heutigen Social-Media-Jugend den Weg ebnete. Unsere Eltern haben uns den Individu-





*Jugendliche Besäufnisse:* Kultautor Knausgård.

alismus eingetrichtert – in einem Mass, dass der sozial-kollektive Gedanke immer mehr leidet. Die Frage, wer die Gesellschaft trägt, wenn wir alle mit uns selbst beschäftigt sind, könnte uns in Zukunft noch viel stärker beschäftigen.

Manche Dinge bleiben aber auch gleich. In seinem 2017 veröffentlichten Werk «Så mye lengsel på så liten flate» (auf Deutsch noch

---

### In seinem neuen Werk beschäftigt sich Knausgård mit den Bildern des Malers Edvard Munch.

---

nicht erschienen; übersetzt: So viel Sehnsucht auf so wenig Fläche) beschäftigt sich Knausgård mit einer zeitlosen, generationsunabhängigen Materie: mit der Kunst, genauer gesagt: mit den Bildern des norwegischen Malers Edvard Munch. Knausgård tut dies wieder mit einer höchst subjektiven und persönlichen Herangehensweise: Die Auseinandersetzung mit den Werken Munchs dient einerseits der Selbstfindung, andererseits ist dies für ihn ein Weg, sich seiner gesellschaftlichen Verantwortung zu stellen.

#### Hilfsbereit und selbstlos

Denn meine Vorgängergeneration nur als selbstbezogen darzustellen, wäre falsch. Gerade was meine Mutter betrifft. Ich kenne keine andere Person in meinem näheren Umfeld, welche so hilfsbereit und selbstlos ist. Neben ihr fühle ich mich oft wahnsinnig egozentrisch, und ich hoffe dann immer, dass dies mit den Jahren abnehmen wird. Denn anderenfalls könnte es passieren, dass ich, wie auch andere meiner Generation, vor lauter Ich-Denken beim Anblick eines Munch-Bildes nichts mehr empfinden würde. Eine solche Gesellschaft voller Egoisten wäre dann vieles, aber keine Gesellschaft mehr. Und wer von uns kann das schon wollen?

In diesem Sinne: Auf eine Generation, der wir viel zu verdanken haben, und einen Schriftsteller, der wie kein zweiter deren Erbe verkörpert. Und natürlich alles Liebe zum Geburtstag, Mama!

Die Romane von Karl Ove Knausgård sind bei Luchterhand erschienen.

**Anton Beck**, geboren 1996 in Liechtenstein, ist Student und Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm die Kurzgeschichtensammlung «Rassismus, Gender & Lillemor» (Bucher-Verlag).

## «Hamlet oder Omelett, einerlei!»

Harald Schmidt hatte die Idee einer Mediensatire. Jetzt läuft die glänzende Miniserie «Labaule & Erben» im SWR. Ein Riesenerfolg. *Von Wolfram Knorr*



*Suche nach dem Gral:* Wolfram Labaule (Uwe Ochsenknecht), Gattin Esther (Inka Friedrich).

Sie steht da mit ihrer stählernen Frisur und ihrem hochmütigen Gesicht wie die Göttin Hera, die gerade Python geschickt hat, um ihre Widersacherin Leto zu töten. Voll triefenden Spotts ätzt sie gegenüber ihren Sohn Wolfram: «Der Journalismus ist so tot wie dein Vater.»

Wolfram Labaule (gesprochen «Labohl»), 55-jähriger Filius des Verlagspatriarchen Christian, war als Nachfolger des Hauses nie vorgesehen, aber weil der Papa und der älteste Sohn Gernot, bei einem idiotischen Wettlauf auf Segway-Elektrorollern nicht wussten, wie man die Dinger bremst, und deshalb über eine Klippe in den Tod stürzten, hängt der ganze Ballast am zweitältesten, an Wolfram. Und der, in die Ecke des Schöngestigen verbannt, sieht seine Chance, jetzt doch noch Verleger zu werden. Mama allerdings, die sich vor Jahren nach Uruguay absetzte und flugs zurückgekehrt ist, um den Verlag an die Boulevardkonkurrenz zu verschern, damit sie ordentlich absahnen kann, versucht nun alles, um Wolframs schöne Träume zu torpedieren.

### Erlebnis Ochsenknecht

«Labaule & Erben» heisst die sechsteilige Miniserie des SWR, nach einer Idee von Harald Schmidt, die er in einem Online-Interview der *Sächsischen Zeitung* so definiert: «Verlegersohn erbt Verlag, den er nicht will. Das hab ich mir bei den Amis abgeschaut: Eine gute Story kann man in einem Satz erklären.» – «Zum Beispiel?» – «Bei den <Sopranos>: Mafiaboss geht zur Psychotherapie.» – «Die Sopranos» allerdings wucherten zu einer epischen Serie mit sechs Staffeln

(von 1999–2007) aus. Aber was nicht ist, kann ja noch werden, denn «Labaule & Erben», vom Trio Hanno Hackfort, Richard Kropf und Bob Konrad («4 Blocks») in Zusammenarbeit mit Anneke Janssen und Elena Senft zum handfesten Drehbuch ausgearbeitet, enthält zwei Dinge, die man bei der hochgefeierten und superteuren Vierzig-Millionen-Euro-Serie «Babylon Berlin» trotz hymnischer Kritiken und Auslandsverkäufen sträflich vermisst: Erstens gibt es hier eine Identifikationsfigur. Und zweitens, was die «Babylon»-Macher auch nicht kapierten: In einer Serie muss immer, egal, worum es geht, eine Familie im Hintergrund stehen. Bestes Beispiel: «Breaking Bad».

Auch wenn «Labaule & Erben» mit einem Budget von fünf Millionen Euro nur im dritten Programm läuft (ein Schicksal, das schon andere exzellente Serien, wie «Monaco Franze» und «Kir Royal» teilten), erfüllt die herrlich verkorkste Gesellschaftsatire exakt die Voraussetzungen einer gelungenen Serie. Uwe Ochsenknecht («Schtonk!»), in klamottigen deutschen Filmen nie so recht gefordert, verkörpert mit Wolfram den Sauertöpfisch-Wohlgenährten, der über Melancholisches in der Literatur Österreichs promovieren wollte, aber dann doch zu faul dazu war, der in Literaturjurs sitzt und das Geldverdienen anderen überliess. Auf einmal reizt ihn dann doch der Posten des Verlagschefs, wenn auch nur, um

der gierigen Mutter zu trotzen, die ihn für einen Versager hält. Wenn er bei den ersten Konferenzen im Kreis der Profis am Kopf des Tisches sitzt und mit umwölkter Miene den von allen bäugten Chef mimt, der bei jedem Vorschlag auf Widerspruch stösst, darauf verlegen rumguckt und dabei aussieht, als sei sein Ego aus seinem Inneren entschlüpft, ist Ochsenknecht ein Erlebnis.

Die Serie lebt von schrägen Charakteren, bizarren Situationen und bis zur Kenntlichkeit verzerrten Typen aus der Medien- und Unternehmerbranche. Als ein hochrespektierter Foto-reporter aus den Krisengebieten – schmissiger Front-Gang, blasierter Ihr-habt-doch-keine-Ahnung-vom-Kampf-da-draussen-Blick und Khaki-Schlachtfeld-Outfit – überführt wird, für ein gefälschtes Foto einen Preis ergattert zu haben, wird's auf einmal beklemmend! Wolfram taumelt wie ein Parzival, der jede Orientierung auf der Suche nach dem Gral verloren hat, von Haltung zu Haltung, Meinung zu Meinung und benutzt sein Hirn wie einen Detektor: Jeden Ton, den er von Redaktoren oder Unternehmern vernimmt, hält er für ein auflagensteigerndes Signal – und liegt immer falsch.

Mutter Marianne (Irm Hermann) mit ihrer sturmgeschützten Frisur wird nicht müde, gegen Wolfram zu intrigieren, und hat sich mit dem windigen Managementberater Blomeier (Michael Ostrowski) die richtige Python geangelt: Mit falschen Tipps soll er den unfähigen Sohn so lächerlich machen, dass der Verwaltungsrat einem Verkauf zustimmt. Der steht auch kurz vor dem Abschluss, da passiert etwas, um – bei Erfolg – eine Fortsetzung möglich zu machen.

Weil alle von Wolfram, und vor allem von der Flüchtlingsstiftung seiner Gattin, etwas wollen, darf auch ein Theatermann, Heiner Castro (Bernd Stegemann), nicht fehlen – ein Maulhelden-Despot, der mit mimischem Furor und Wortgeprassel («Hamlet oder Omelett, einerlei!») das Genie mimt und mit seinem ostdeutschen Dialekt als Mixtur aus Heiner Müller und Frank Castorf erkennbar wird. Um sich von der Stiftung finanzieren zu lassen, rhabarbert er, mit Flüchtlingen spielen zu wollen, um dann, weil's nicht klappt,

Wolfram zu drängen, alle Hamlet-Rollen in Personalunion zu geben. Wolfram: «Ich kann das nicht.» Castro: «Ach, sei einfach du selbst, ja, genau.» Das moderne Regietheater.

«Labaule & Erben» ist furiose Unterhaltung über den Medien-Irrsinn, inszeniert von Boris Kunz, der schon mit «Hindafing», einer Serie über die amigohafte bayrische Lokalpolitik, seine Professionalität bewies.

Labaule & Erben: Donnerstag, 22.00 Uhr, SWR  
Alle Folgen sind auf [www.ardmediathek.de](http://www.ardmediathek.de) abrufbar.



Harald Schmidt.

«Das hab ich mir bei den Amis abgeschaut.»

# Ewiger Wanderer

Der Brite Bruce Chatwin war der letzte moderne Nomade dieser Welt. Er starb vor dreissig Jahren. Von einem, der auszog, in der Ferne sich selbst und die Wahrheit der Welt zu finden. Von Michael Bahnerth

Vor dreissig Jahren starb der britische Schriftsteller und Reisende Bruce Chatwin ungeschön im Beisein seiner Frau in einem Krankenhaus in Nizza 49-jährig. Die offizielle Todesursache war lange, dass der Verzehr einer chinesischen Spezialität, eines tausendjährigen Eies, sein Leben relativ früh beendete, aber Chatwin hatte Aids. Er wusste es lange nicht, hielt es für eine Infektion, die er sich in irgendeiner abgelegenen Brutstätte der Welt eingefangen hatte, und als er es wusste, war die Wahrheit viel komplizierter als die Lüge.

Er verkehrte im New York der 1980er Jahre mit der Gruppe um den Fotografen Robert Mapplethorpe, der auch 1989 an Aids starb, und dem Maler Keith Haring, den ein Jahr später dasselbe Schicksal einholte. Infiziert hatten sich sie alle in New York bei grenzenlosem Gruppensex. Chatwin war zwar von Natur aus bisexuell, die letzten Jahre seines Lebens lebte er homosexuell.

Vor seiner allerletzten Reise, schon von Halluzinationen und willkürlich erscheinenden Seelenbildern entweder heimgesucht oder erlöst, reiste er noch zu Gott, und sein Gott, den er 1985 im griechischen Kloster auf der Halbinsel Athos fand, war ein orthodoxer. Chatwin wollte sesshaft werden im orthodoxen Glaubensgefüge, in der Sehnsucht, bei sich selbst anzukommen, wollte das Glück der Ruhe wie damals vor vier Jahren in sich reisen wissen, als die Krankheit als ein Gefühl mit körperlichen Nebenwirkungen begann – diesen Daseinszustand, den er auf dem Berg Athos verspürt hatte, dieses Einssein mit allem.

## «Suche nach Gott»

Der Mann, der ein Leben lang sich selbst und so etwas wie eine Wahrheit der Welt in den hintersten Ecken der Welt bei vergessenen Menschen suchte, der der letzte Nomade war, dachte, in diesem Kloster mehr als nur Fragmente dieser Wahrheit gefunden zu haben. Auf dem Sterbebett schrieb er zwei Sätze in sein Notizbuch, das ihm ein halbes Leben lang Gesprächspartner war. Einer war: «Die Suche nach dem Nomadentum ist eine Suche nach Gott.» Und: «Religion ist eine Technik, zur richtigen Zeit am Augenblick des Todes anzukommen.» Seine Asche wurde ganz im Süden des Peloponnes von seinem Freund und Schriftsteller Patrick

Leigh Fermor an den auslaufenden Hängen nahe einer kleinen, dem Verfall alles Weltlichen trotztenden byzantinischen Kapelle verstreut. Es ist ein Flecken Erde von ewiger Schönheit.

Verlaine sagte einst über Rimbaud, er habe Wind unter den Fusssohlen. Es war einer von Chatwins Lieblingsätzen. Der Wind unter den Fusssohlen wurde zu seiner Sucht und Seh-



Wind unter den Fusssohlen: Schriftsteller Chatwin.

sucht; verspürte er ihn nicht, erstarrte er innerlich. Der Wind war nicht vom Anfang seines Lebens an sein Begleiter. Er kam erst, als er 22-jährig war und der jüngste Abteilungsleiter beim Auktionshaus Sotheby's. Eines Tages konnte er nicht mehr wirklich sehen, ein Augenleiden – ob tatsächlich oder nur vorgegeben, ist nicht ganz klar –, aber er reiste für sechs Wochen in die arabische Wüste, deren sandiges Nichts für jene, die auf der Suche sind, eine fast unendliche Oase der Erkenntnis sein kann. Oder der Tod. Er kam zurück, und er hatte ein paar Gefühle weniger, aber eines, ein mächtiges, dazugewonnen: dass er ein Nomade war. Und dass er schreiben konnte. Er kehrte zurück nach London, studierte ein Jahr lang Archäologie, schrieb für die *Sunday Times* und wurde immer wieder von einer inneren Unruhe überfallen, die ihn tagelang in gereiztem

Zustand der Welt begegnen liess. Er erinnerte sich seiner inneren Ruhe in der Wüste und jener der Beduinen. Das Übel der Menschheit begann, so befand er, als der Mensch aufhörte, Nomade zu sein, und vor 10 000 Jahren die Sesshaftigkeit entdeckte. Als er begann, nicht durch Landschaften zu nomadisieren, sondern diese zu besitzen.

## Der Nahrung hinterher

Chatwin wollte ein Buch darüber schreiben, die «Nomadische Alternative» war der Arbeitstitel, es sollte ein wissenschaftliches Werk werden, das belletristisch erzählt ist, um jene These zu erhärten, über die Anthropologen leise lächelten. Seit der erste Mensch, der Orrorin tugenensis vermutlich, ein Menschenaffe mehr noch, der aber, weil er aufrecht gehen konnte, von einigen Wissenschaftlern schon der Gattung Homo zugerechnet wird, seine ersten Schritte tat, nomadierte er nicht aus Freude am Laufen in seinem Habitat herum, sondern er lief der Nahrung hinterher. Die letzten Nomaden der heutigen Welt tun nichts anderes. Sie brechen ihre Zelte ab, weil ihr Vieh neue, frische Weidestätten braucht. Der Mensch also wurde nicht Nomade, weil er irgendeine genetische Disposition dafür in sich trug, sondern damit er nicht verhungerte.

Chatwin war das egal. Er glaubte, dass der Mensch als Nomade geboren werde, dass dies seine natürliche Bestimmung sei, und als er sie aufgegeben habe, um sesshaft zu werden, habe er das begonnen, was man als ein unnatürliches Leben bezeichnen könnte. Der Mensch kurz vor dem Holozän soll ein angenehmes Leben geführt haben. Da war Nahrung im Überfluss. Er sättigte sich, vermehrte sich, er war frei, wenn man so will, wobei ungewollt das bessere Wort wäre, und ab und an wurde er von einem Tier gefressen, das war der Preis für dieses Dasein. Es ist bis heute ein Rätsel, weshalb der Mensch damals diesen ansatzweise kleinen Garten Eden verliess und begann, sich abhängig zu machen von Ernten, von täglicher Arbeit über das blosses Ernähren hinaus, als er begann, zu säen und zu ernten und zu bängen.

Auch Chatwin fand keine Antwort auf die Frage, ob der Mensch damals begonnen habe, sich sein eigenes Grab zu schaufeln, ob er so etwas wie seine Unschuld preisgegeben und einen weltlichen Sündenfall begangen habe. Trotz all der Reisen zu den Horizonten der Welt und zu den äussersten Rändern des Gehirns, trotz all der Erzählungen, der Bücher, «Traumpfade» etwa oder «In Patagonien» oder der «Vizekönig von Ouidah», trotz all der Landschaften, die er in sich trug, sicher war immer nur, dass die Reise einst enden würde. «Und wenn du den Weg entlang schaust», schrieb er, «den wir gekommen sind, siehst du die sich drehenden Spiralen der Geier.»



## Die Bibel

# Gottes Sohn

Von Peter Ruch

**U**nd siehe, eine Stimme aus dem Himmel sprach: Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe (Matthäus 3, 17). Die Religionsgeschichte kennt viele originelle Auffassungen, wie das Göttliche anwesend sein kann. Bezeugt sind heilige Steine, Hügel, Bäume, Kultbilder, Tiere oder Tempelbezirke. In vielen Fällen ist der Mensch einbezogen, indem er durch bestimmte Riten das Göttliche in Kraft setzt. Die Abgrenzungen und aussergewöhnlichen Handlungen zeigen, dass das Göttliche dem Menschen fremd ist. Es gibt jedoch auch die mythische Vermischung beider Welten. In diesem Zusammenhang könnte man an den Ahnenkult denken. Profilerter zeigt sich das Phänomen dort, wo das Göttliche menschliche Züge annimmt und sich mit dem Menschlichen überschneidet. Götter handeln dann menschenartig oder gar unartig. Solche Vorstellungen pflegten die Griechen und meinten deshalb, Paulus sei Hermes und Barnabas sei Zeus (Apostelgeschichte 14, 12). Menschen können als Halbgötter geboren werden, wenn Götter mit Menschentöchtern Sex hatten. Das ist nicht voreilig als primitiv abzutun, sondern zu respektieren als Versuch, das Menschliche zum Göttlichen hin zu steigern.

Die Idee der Gottessohnschaft hat ihrerseits einen breiten religionsgeschichtlichen Hintergrund, der bis ins Alte Testament zurückreicht. Um einen Herrscher mit göttlicher Autorität auszustatten, wurde ihm göttliche Herkunft zugewilligt, entweder durch Zeugung oder – wie bei den Königen Israels – durch Adoption. Der Titel «Gottes Sohn» wird auch auf das Volk Israel gesamthaft übertragen. So hat der Einzelne Anteil daran. Dieser Ansatz gelangt erst im Neuen Testament vollends zum Durchbruch. Hier ist die Gottessohnschaft einerseits auf alle Völker bezogen, andererseits wird sie in strenger Ausschliesslichkeit einem Einzigen zugesprochen. Soll die Gotteskindschaft nicht zur blutleeren Fantasie verkommen, benötigt sie den irdischen, erkennbaren und erfahrbaren Bezug in Jesus Christus. Von ihm hängt es ab, dass wir Gottes Kinder heissen dürfen – und es auch sind.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



*Anders als alle anderen:* Price (Samuel L. Jackson), Crumb (James McAvoy), Dunn (Bruce Willis).

## Kino

# Wildes Symbol-Dickicht

**Horrorfilme ganz anderer Art wollte der Indoamerikaner M. Night Shyamalan immer drehen, und er fand seine Gemeinde. Aber taugen seine Filme was? Von Wolfram Knorr**

**D**a sieht man mal, wie wichtig es ist, Strassenschäden möglichst rasch zu beheben. Sonst kann einem widerfahren, was dem armen David Dunn (Bruce Willis) passiert: ins wassergefüllte Strassenloch vor der Psychiatrie getunkt zu werden. M. Night Shyamalan, einstiges indisch-amerikanisches Film-Wunderkind («The Sixth Sense», 1999), das durch manch peinliche Niederung musste und mehrfach mit dem Negativpreis Goldene Himbeere («The Happening», 2008) gedemütigt wurde, ist nicht der Künstlertyp, der sich mit desaströsen Asphaltproblemen auseinandersetzt. Was ihn bewegt, ist ganz hoch oben angesiedelt, wo man den lieben Gott aus dem Busch klopft – oder es zumindest versucht.

In «Unbreakable» (2000) tröstet eine fromme Mutter ihren Jungen, der an der schrecklichen Glasknochenkrankheit leidet, mit dem «lieben Gott», der schon wissen werde, «warum er dir das antut». Doch der Junge mit Namen Elijah Price reagiert trotzig und möchte etwas Massloses tun, um Gott herauszufordern. Jedenfalls entgleist bald ein Express vor Philadelphia mit nur einem einzigen Überlebenden: David Dunn. Und der ist nicht als Einziger erstaunt, dass er ohne Schramme überlebt hat, auch (der später erwachsene) Mr. Price (Samuel L. Jackson) ist es. Könnte es also sein, dass er, der «Zerbrechliche», im «unzerbrechlichen» Dunn seine (gottgleiche) Herausforderung gefunden hat?

«Glass», das nun jüngste Shyamalan-Opus, bezieht sich direkt auf «Unbreakable», und zusammen mit «Split» (2016), in dem eine dritte Figur hinzukam, ist daraus eine ordentliche Trilogie geworden. Der Dritte im Bund ist der identitätsgestörte Kevin Wendell Crumb (James McAvoy), der 23 Persönlichkeiten in sich hat, auch das «Beast», eine Art «kultivierter» Hulk.

In «Glass» werden alle Fäden verknüpft, kommen alle, die sich für Superhelden halten, zusammen – vor allem in der Psychiatrie, in der Dr. Ellie Staple (Sarah Paulson), die Ursachenforschung betreibt, die drei kaserniert. Warum halten diese sich für Superhelden? Der Horrorfilm konventioneller Art grabscht gerne, um sich wichtig zu machen, im Fundus des Religiösen. Shyamalan beutet dafür den Kosmos der Comics aus – um was zu sagen? Dass die Lektüre Wahnvorstellungen befördert? Das erinnert gefährlich an jenen legendären Grossinquisitor, den Psychiater Fredric Wertham, der brachial gegen Comics zu Felde zog, das «Opium der Kinderstube» (*Der Spiegel*, 1951). Das kann Shyamalan nicht so gemeint haben, aber wie dann, wenn Comic-Vertreiber Price, genannt «Mr. Glass», immer wieder die Beziehung zwischen gedruckten Flachmännern und den Super-Soziopathen herstellt? Shyamalan plädiert auch für die Uralt-Weis-

heit, man müsse selbstbewusst sein, dann sei man stark und so weiter.

Es ist das alte Shyamalan-Dilemma, unbedingt anders als alle anderen sein zu wollen. Sein oberstreiberhafter Ehrgeiz nach Raffinesse, Verzwirbelung, Mystifizierung lässt nur Symbol-Dickicht wuchern, in dem man hängenbleibt. Er kann es einfach nicht lassen, immer mehr zu verschwurbeln, selbst kleinste Details in einen grossen Bedeutungszusammenhang zu setzen. Am Ende wirkt alles nur wie virtuos umgesetzte Klugscheisserei. Was die Trilogie letztlich besonders präventios werden lässt, ist die totale Abwesenheit von Ironie. ★★★☆☆

### Weitere Premieren

**Mary Queen of Scots** — Dass Beau Willimon, ausgewiesener Autor von Polit-Themen wie «The Ides of March» und «House of Cards», das Drehbuch (nach der John-Guy-Biografie «My Heart Is My Own: The Life of Mary Queen of Scots») zur jüngsten Version eines der beliebtesten Stoffe in Literatur, Theater und Film verfasste, lässt erahnen, dass der legendäre Konflikt zwischen der schottischen Königin Maria Stuart und der britischen Queen Elizabeth I. im 16. Jahrhundert, der mit der Hinrichtung Maria Stuarts 1587 seinen tragischen Höhepunkt fand, ein aktuelles, zeitgemässes Lifting erhalten würde.

Auch wenn der erste Spielfilm von Josie Rourke, einer ausgewiesenen Bühnenregisseurin, in Kostümen schwelgt, ist er eine fulminante Auseinandersetzung zweier selbstbewusster, um Emanzipation kämpfender Frauen im herrschenden Patriarchat. Da gelingen Rourke Bilder von beklemmender Wucht, wenn die Frauen in ihrem jeweiligen Machtbereich in einem schwarzen Männerheer fast zu ertrinken drohen und permanent den Ratschlägen und Einflüsterungen der Macht-Gockel ausgesetzt sind. Saoirse Ronan als Maria Stuart und Margot Robbie als Queen Elizabeth verhalten sich gegenüber der rabiatischen Autoritäts-Halunkenbande, die nur an eigener Macht interessiert ist, wie querständige Ziervögel. Wie stark in diesem fanatisch aufgeschäumten Piranha-Becken Psyche und Körper der Frauen verändert werden, diese ins rausgeputzte Maskeraden-Da-



**Fulminant:** Maria Stuart (Saoirse Ronan).

sein flüchten lässt, wird an Elizabeth deutlich, die an Pocken und Haarausfall litt und am Ende hinter einem weissgeschminkten Gesicht (wie Stephen Kings Horrorclown) erstarrt. Die Männer bleiben Sieger. «Man kann uns niedrig behandeln, aber nicht erniedrigen», heisst es noch bei Schiller. In Josie Rourkes Version werden sie erniedrigt. Es gibt eine Begegnung zwischen beiden, die historisch nicht belegt ist, aber zu den Höhepunkten gehört. Schon kurios, dass weder Ronan noch Robbie für den Golden Globe nicht mal nominiert waren. ★★★★★

**Alles ist gut** — Bei einem Klassentreffen kommt es zu einer Vergewaltigung, fast beiläufig, nüchtern. Janne (Aenne Schwarz), die mehrere Male nein sagte, geht danach nach Hause, duscht, putzt sich die Zähne, will das Geschehene «abwaschen», verdrängen. Sie redet mit niemandem darüber, nicht mal mit ih-



**Verdrängen:** «Alles ist gut».

rem Freund. Eva Trobisch hat das Buch geschrieben sowie den Film – noch vor der MeToo-Debatte entstanden – inszeniert und wollte es allen Seiten recht machen, selbst dem Täter. In der deutschen Presse hochgelobt – nachvollziehbar ist das nicht. ★★★☆☆

### Knorrs Liste

1	<b>Roma</b> Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
2	<b>Shoplifters</b> Regie: Hirokazu Koreeda	★★★★★
3	<b>Burning</b> Regie: Chang-dong Lee	★★★★☆
4	<b>Colette</b> Regie: Wash Westmoreland	★★★★☆
5	<b>Der Junge muss an die frische ...</b> Regie: Caroline Link	★★★★☆
6	<b>Cold War</b> Regie: Pawel Pawlikowski	★★★★☆
7	<b>Wolkenbruchs...</b> Regie: Michael Steiner	★★★★☆
8	<b>Widows</b> Regie: Steve McQueen	★★★★☆
9	<b>Astrid</b> Regie: Pernille Fischer Christensen	★★★★☆
10	<b>Capharnaüm</b> Regie: Nadine Labaki	★★★★☆

## Jazz

# Meister der Diskretion

Von Peter Rüedi

**A**usgerechnet er soll das gesagt haben: «If you don't make mistakes, you don't play Jazz.» Ausgerechnet Kenny Barron, von dem ich nicht wüsste, wann er in den 75 Jahren seines Lebens einen falschen Ton gespielt hätte. Das eben soll ihm ein Schüler seinerzeit entgegnet haben. Darauf Barron: «Du hörst die Fehler nur nicht.» Kenny Barron ist, ob als unnachahmlich einfühlsamer Begleiter, als ein immer in atmenden Bögen denkender Improvisator oder als ein Komponist von ganz natürlichen und gleichzeitig komplexen Kompositionen, der makellose moderne Jazzpianist schlechthin, zu vergleichen nur mit den grössten Meistern der swingenden Diskretion, Tommy Flanagan, Hank Jones und vielleicht noch Cedar Walton – immer erfindungsreich original, nie forciert originell, ein Mann aus der Mitte des modernen Jazz, für die die lange Liste seiner Partner steht, von Philly Joe Jones über Yusef Lateef, James Moody, Lee Morgan, Freddie Hubbard, Dizzy Gillespie, Joe Henderson bis zum späten Stan Getz, mit dem er kurz vor dessen Tod das unvergleichliche Duo «People Time» einspielte.

Barron spielt «traditionellen» modernen Jazz, auch auf seiner jüngsten CD mit seinen alten Partnern, dem Bassisten Kiyoshi Kitagawa und dem Drummer Johnathan Blake sowie mit Mike Rodriguez an Trompete und Flügelhorn und Dayna Stephens am Tenor- und Sopransaxofon – grosse Lyriker und Melodiker alle beide, die zu der druckvollen Rhythmusgruppe sensible Kontrapunkte setzen: ein kompakter Gruppensound wie bei den besten Ausgaben von Art Blakeys Jazz Messengers oder der Formation von Art Farmer und Benny Golson. Acht Stücke der CD stammen von Barron selbst, hinreissende Balladen und fetzige Post-Bop-Swinger, dazu ein funkendes Cover von Lenny Whites «L's Bop» und Caetano Velosos «Aquele Frevo Axe» und als Coda eine Reverenz an den bewunderten Thelonious Monk, «Reflections», vorgetragen als nachdenkliche Soloversion. (Mit Monks Werk hatte sich Kenny Barron sein Leben lang auseinandergesetzt: 1981 gründete er zusammen mit Charlie Rouse sogar die Gruppe Sphere als Hommage an den Meister.)



Kenny Barron Quintet:  
Concentric Circles. Blue Note  
6747897



Thiel

## WEF

Von Andreas Thiel

**Instruktor:** Willkommen auf dem Robinson-Spielplatz des Quartiertreffs «Villa Kunterbunt» zum jährlichen Vorbereitungskurs für die Anti-WEF-Demo. Es freut mich, dass sich auch dieses Jahr wieder so viele Frauen und Männer freiwillig zum Aktivdienst gegen die Wirtschaft gemeldet haben. Das liegt sicher daran, dass wir erneut die Gewerkschaft Unia als Hauptsponsor gewinnen konnten, was es uns erlaubt, sämtlichen Demonstranten einen Sold auszuzahlen. Neu bieten wir auch eine Gratisbetreuung für Kinder an, deren Eltern sich vorübergehend in Polizeigewahrsam befinden. So, nun zum weiteren Vorgehen. Wir stellen uns jetzt in Viererkolonnen auf und marschieren geordnet zum Sandkasten. Es würde mich freuen, wenn ihr auch dieses Jahr beim Marschieren die Internationale singen würdet. Aber passt diesmal beim Heben der Faust besser auf die Hinterköpfe eurer Vorderfrauen und -männer auf. Verhalten am Ziel: Jeder munitioniert sich mit Pflastersteinen auf. Dann verteilt ihr euch auf die Posten «Pflastersteinwerfen liegend», «Pflastersteinwerfen kniend» und «Pflastersteinwerfen stehend». Diejenigen, die sich qualifiziert haben für die Spezialausbildung an den Molotowcocktails, melden sich bei der Rutschbahn zum Bogenwurftraining. Haltet euch in jedem Fall an die Anweisungen eurer Gruppenführer. Nur mit der nötigen Disziplin und Ordnung lassen sich Wurfunfälle vermeiden. Gibt es Fragen?

**Aktivistin:** Auf wessen Kommando werfen wir die Steine?

**Instruktor:** Sobald der erste Stein fliegt, heisst das für alle: Feuer frei!

**Aktivist:** Ich habe mich zum gewaltfreien Demonstrationsdienst gemeldet. Gibt es auch einen Posten für das Parolenskandieren, Transparenthochhalten oder Trillerpfeifenpfeifen?

**Instruktor:** Gewaltfreier Dienst? Du bist wohl zu faul zum Steinwerfen! Oder etwa zu feige?

**Aktivistin:** Kameradenschwein!

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Entschlossener Rebell

Schweizer Filmpremiere von «Zwingli»; Awards-Gala des Schweizer Fernsehens. Von Hildegard Schwaninger

Es ist einer der teuersten Schweizer Filme (6 Millionen Franken) und der bisher wichtigste überhaupt in der Karriere der 41-jährigen Filmproduzentin Anne Walser. Die Mitinhaberin der C-Films AG (1999 gegründet mit Peter Reichenbach) hat viel Engagement und Herzblut in «Zwingli» gesteckt, den ersten grossen Film über den Reformator, der vor 500 Jahren in Zürich einfuhr und die Gesellschaft radikal umkremelte. An der Welturaufführung im Kino «Corso» bekam Anne Walser die verdiente Anerkennung. Das Kino war bis auf den letzten Platz besetzt, Zürichs gesamte Celebrity-Welt war anwesend, Stadtpräsidentin Corine Mauch sprach die Begrüssungsworte, Sponsoren, Unterstützer, Geldgeber von Stiftungen waren anwesend, und Anne Walser zeigte sich unendlich dankbar. *Mission completed* bei ihrem grössten Projekt! Sie bekam sehr viel Applaus. Regisseur Stefan Haupt, bekannt von «Der Kreis» (preisgekrönte Dokumentation aus der Schwulenwelt), stand mit praktisch allen Mitarbeitern und Darstellern auf der «Corso»-Bühne, darunter Zwingli-Darsteller Max Simonischek und Schauspielerin Sarah Sophia Meyer.

Der Stolz der Zürcher auf «ihren» Reformator war an dieser Veranstaltung mit Händen zu greifen. Huldrych Zwingli (1484–1531) hatte sie aus den gesellschaftlichen Zwängen und der Angst vor dem Fegefeuer, die man mit Geldspenden bändigen konnte, befreit. Drastisch zeigt der Film, wie Zwinglis Anhänger, als «Ketzer» gefesselt, in die Limmat geworfen oder auf dem Schei-

terhaufen verbrannt wurden. Die Zürcher mussten – entsetzt und fassungslos – zuschauen.

Wurst und Bier gab es nach der Vorstellung – so, wie man im Jahre 1519 feierte, falls es etwas zu feiern gab. Die zur Weltpremiere geladenen Gäste standen in Kälte und Schnee vor dem «Corso» – einige in dicken Winterstiefeln und wattierten Parkas, andere im Abendkleid mit Pelzjäckchen – und feierten Zwingli, den Befreier, der in diesem Film nicht als lust- und lebensfeindlicher Gottesmann gezeigt wird, sondern als energiegeladener, entschlossener Rebell, in der Lage, die Welt zu verändern. Unter den Premierengästen auch zwei protestantische Pfarrer: Niklaus Peter vom Fraumünster und Andrea Marco Bianca von Küsnacht. Beide äusserten sich über den Film sehr angetan.

Das grösste Kompliment kam vom obersten Chef Ruedi Matter (Direktor SRF). «Glanz & Gloria» habe «die kreativste und motivierteste Redaktion» des Schweizer Fernsehens. Redaktionsleiterin Paola Bion und ihre Truppe luden wieder zur jährlichen Awards-Party, wo die Glorys (eine Art Oscar der helvetischen Promi-Welt) vergeben wurden. Die Einladung ist begehrt. Dianne Brill flippte fast aus, als sie den Preis in der Kategorie «Crazy» bekam, Kurt Aeschbacher (Kategorie «Style») bedankte sich demütig und witzig: «Ich danke meinem Schneider, der im Lauf der Zeit aus mir eine Persönlichkeit gemacht hat.» Schauspielerin Heidi Maria Glössner (Kategorie «Emotions») war es



Fast verliebt

## Liebe bewerten

Von Claudia Schumacher

Man soll nicht schlecht über andere reden. Aber trinken und rauchen soll man auch nicht. Überkommt einen die Lust, tun es einige trotzdem – es macht so viel Spass! Komme ich mit vielen Menschen auf

Partys oder sonstigen Anlässen zusammen, bediene ich gerne die Dreieinigkeit des Lasterhaften: Trinken, Rauchen, Tratschen. Das hilft, wenn einen mit den anderen wenig verbindet ausser der Job, die Schulzeit oder sonst etwas Oberflächliches. Am besten gelingt das Tratschen, wenn man sich mit dem Gegenüber auslässt über Paare aus dem gemeinsamen Bekanntenkreis. Zwischen den Tratschenden entsteht auf Kosten Dritter eine angenehme Nähe, ein sozialer Klebstoff, der auch im beruflichen Networking helfen kann. Was habe ich nicht schon lapidar über Paare geurteilt, die ich kaum kenne! Die zwei Verkniffenen da hinten kennen nur die Missionarsstellung, während er den Freundinnen seiner Tochter hinterherschaut. Kennst du noch XY? Die ist jetzt mit Z zusammen. Wegen des Geldes, was sonst.

«Wenn du wie ich als Frau Anfang zwanzig mit einem deutlich älteren Typen zusammen



Applaus: Regisseur Haupt, Produzentin Walser.



Der Beliebteste: Schwinger Sempach.



Hand in Hand: Kathrin und Anton Mosimann.

«fast peinlich», und Anton Mosimann und seine Frau Kathrin gingen Hand in Hand auf die Bühne, um den Preis in der Kategorie «Love» entgegenzunehmen. Den «Like»-Glory (einen Sektkübel und einen Rosenstrauß) für die meisten Likes bekam der Musiker Baschi, den Golden Glory (für gesamtschweizerische Megabeliebtheit) der Schwinger Matthias Sempach.

Hatte über der Awards-Gala letztes Jahr das Damoklesschwert «No Billag»-Initiative geschwebt, so herrschten dieses Jahr Zuversicht, Optimismus, Aufbruchstimmung. Unter den Gästen Laura Zimmermann, Vorkämpferin gegen «No Billag». Die Co-Präsidentin der Operation Libero sah super aus im schwarzen Kostüm mit weissen Turnschuhen. Unter den Gästen alles Leute, die den «G & G»-Zuschauern bestens vertraut sind: viele Missen, Ex-Missen, Bachelors und Bachelorettes und Influencer/-innen, Musiker Dani Felber (gerade zurück aus Kuba, wo er mit einer Band auftrat; am 9. Februar spielt er im Hotel «Waldhaus» in Sils-Maria) mit Frau Claudia, «Das Zelt»-Unternehmer Cathrine und Adrian Steiner, Bühnenautor Domenico Blass, das Geschwisterpaar Nico (Gastro-Unternehmer) und Kiki Maeder (Schauspielerin und Moderatorin), CVP-Politiker Martin Candinas mit Frau Eliane, Shawne Fielding (wurde mit Dianne Brill verwechselt und durfte deshalb am roten Teppich, wo ein paar «G & G»-Fans warteten, Autogramme geben) mit Ex-Eishockeyspieler Patrick Schöpf, Stilberater Clifford Lilley, Moderatorin Christa Rigozzi, der Walliser Art Furrer (mit Hut), die Kochstars Meta Hiltebrand und Nadia Damaso, Schwingerkönigin Sonia Kälin und ihr Mann Stefan Halter.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

bist, musst du dir viel gemeines Zeug anhören», sagte meine Kollegin Céline neulich zum Thema. Und ich fühlte mich ertappt. Denn ihre Beziehung zu einem 22 Jahre älteren Mann hat mich auch schon denken lassen, dass sie vielleicht Vaterkomplexe hat. Nach allem, was sie erzählt, scheint es aber einfach gut zu funktionieren zwischen den beiden. Ein Zusammenspiel aus jugendlicher Unruhe und beschützender Reife, das Céline etwas erdet. Der Mann tut ihr gut – ganz egal, wie unpassend die beiden wirken mögen.

Das Blöde am Lästern ist, dass man selber Opfer werden kann. Neulich habe ich eine alte Schulfreundin besucht, die gerne ihre Nase in anderer Leute Angelegenheiten steckt. Das scheint sich jetzt ein wenig zu rächen. Sie hat einen Mann kennengelernt, aber rein äusserlich sind sie kein perfektes Paar – was könnten die Leute denken? Der Neue ist dreizehn Jahre

älter als sie und hat bereits zwei Kinder. Meine kinderlose Schulfreundin empfindet beides als Problem. Und sie findet tausend Gründe, um sich nicht auf ihn einzulassen. «Er ist zu alt» – dabei sehen sie gut aus zusammen. «Es ist zu kompliziert» – dabei schien es noch nie so einfach mit einem Mann. Er hat sie im Gefühl, begreift, was für ein Mensch sie ist. Er ist total verschossen und macht daraus keinen Hehl. Davor war sie mit einer Reihe von Männern zusammen, die zwar oberflächlich prima passten – aber sie taten ihr nicht gut, waren emotional verkorkst, machten Ärger. Vielleicht würde sie mit dem Neuen, den sie wirklich gern hat, ja doch einen Weg finden, mit der Ex und den zwei Kindern klarzukommen?

Wenn dann getratscht wird – na und? Man weiss ja von der eigenen, inneren Tratschtante, was für ein blödes Huhn sie ist.



## Unten durch Grünkohl

Von Linus Reichlin

Bei mir um die Ecke gibt es eine Bio-Bäckerei, es kommt alles aus der Region, auch die Verkäuferin, deshalb trägt sie ein Kopftuch. Über dem Brotregal hängt ein Brett aus Lindenholz, in das der Sohn des Bäckers den Satz «Brot aus der Region – Qualität ist der Lohn» geschnitzt hat. Damit wollte er beim Literaturwettbewerb unserer Regionalzeitung mitmachen, aber die Jury teilte ihm mit, dass er noch mindestens zweihundert Sätze mehr schnitzen müsste, um in der Kategorie «Kurzprosa» eine Chance zu haben. Kürzlich sagte ich zur Verkäuferin, dass bei dem Spruch das Versmass nicht stimmt, es müsste heissen: «Bei Brot aus der Region ist Qualität der Lohn.» Der Sohn des Chefs hat wahrhaftig das Sprachgefühl eines Hefewürfels, aber bei jeder Demonstration gegen den Fluglärm in unserer Region lassen die Organisatoren ihn die Transparente beschriften. Einmal hat er draufgeschrieben: «Bio-Brot macht Fluglärm tot!» Hier stimmt zufällig das Versmass, dafür ist der Satz inhaltlich Bullshit, denn das Brot, das der Bursche backt, tötet nicht den Fluglärm, sondern allenfalls die Angestellten des Flughafens, dessen Kantine er damit beliefert. Der Junge verwendet permanent zu viel Sauerteig. Wenn man wissen will, wie sein Brot riecht, muss man nur einer Kuh den Kopf in den Rachen stecken, während sie rülpsst. Man kann es sich auch einfach machen und hinten riechen. Unter «bio» versteht der Bursche pures Methan.

Sein Vater lässt ihn gewähren, kein Wunder, er hat früher mal Strommasten gesprengt, und seither ist er auf dem linken Ohr taub. Man muss ihm alles ins rechte Ohr rufen. Kürzlich hab ich gerufen: «Ihr Sohn kann nicht dichten und nicht backen, und Sie haben sich ein Ohr weggesprengt, aber der Mast stand noch! Auf Ihrer Familie lastet ein Fluch, den wir Kunden beim Brot Ihres Sohns schmecken können!» Ich habe ja gar nichts gegen Bio-Brot, ich finde nur, es passt nicht in unsere Region. In unserer Region züchten wir Hühner, und zwar kompromisslos. Für Freiland fehlt uns das Land. Wir können doch nicht hunderttausend Hühner eine Stunde pro Tag auf dem Kinderspielplatz frei rumlaufen lassen, die würden wir nie wieder in die

>>> Fortsetzung auf Seite 64

Halle reinkriegen – und wo sollen die Kinder spielen, während die Hühner glücklich sind? In unserer Region wissen wir, dass das Glück des einen immer mit dem Leid des anderen bezahlt wird. Es gibt kein «bio» ohne Thanatos.

«Das solltest du mal auf euer Grünkohl-Brot schreiben!», sagte ich kürzlich zum Sohn des Bäckers, der neuerdings auf Grünkohl aus der Region setzt. Sonntags backt er Grünkohl-Croissants, die so trocken sind, dass die Kinder sonntags lieber wieder zwei Stunden lang zur Kirche gehen würden, als diese Gipfeli runterwürgen zu müssen. Sie würden lieber, wie wir früher, im Beichtstuhl unter Tränen bekennen, dass sie nachts an sich rumgedüdel haben, als sich an den ungesüssten Haferbisquits der Bio-Bäckerei die Milchzähne auszubeissen. Als Kind kniete ich mir die Scheiben wund, aber ich war angefüllt mit Salami und Buttercreme, ich war wunderbar dick und glücklich wie ein Freiland-Huhn. «Und woher kommt überhaupt euer Grünkohl?», fragte ich die Verkäuferin, «den baut doch in der Region gar keiner an! Wo denn auch! Etwa an der Absturzstelle des Airbus 320?»

Ich gebe zu, ich bin ein schwieriger Kunde. Ein Rebell. Eben ein Freiland-Mensch. Mich kriegen die mit ihrem Grünkohl nicht so schnell klein! Meiner Meinung nach braucht unsere Region keine Vollkorn-Pâtisserie, die schmeckt wie die Nahrung der Astronauten eines interstellaren Bio-Imperiums. Was unsere Region braucht, ist ein weiterer Flugzeugabsturz. Der Unfall des A320 hat damals Tausende von Katastrophentouristen in unsere Region geschwemmt, endlich lohnte sich der Bau unseres Autobahnanschlusses! Ich glaube, ich schnitze auf ein Brett: «A320 down – Region up!»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Hier und jetzt und übermorgen

Von Peter Rüedi

Zu den verbreiteten Missverständnissen beim Wein gehören zwei komplementäre: dass Weissweine nur jung zu geniessen und dass Rote, zumal die der muskulöseren Bauart, sozusagen unsterblich seien. Dem ist nicht so, Gott sei Dank im einen, leider im anderen Fall, einmal abgesehen vom natürlichen Schwund eines jeden Weins in der Flasche. Auch in der Substanz mögen wir uns an den berühmten Satz halten, den General Douglas MacArthur einst nach einer alten Ballade zitierte: «Old soldiers never die, they just fade away.» Was bei einem Wein, ich kann es aus bitterer Erfahrung bezeugen, am Ende denn doch auf dasselbe herauskommt. Andererseits (und es gibt beim Wein fast immer ein «andererseits»): Es gibt Kreszenzen, die auf Dauer angelegt sind; immer weniger zwar, aber immerhin. Sie zu früh zu entkorken, wäre ein Akt önologischer Kinderschändung, sie brauchen Zeit, auf dass sich ihre Tannine domestizieren, sie brauchen Geduld, und wer hat die schon, heutzutage. So werden Weine selbst in Bordeaux zunehmend auf schnelleren

Konsum hin vinifiziert. Auch weil Geduld nicht die einzige Voraussetzung für die Lagerung solcher *cadaveri eccellenti* ist. Es muss einer zu diesem Zweck erst mal einen geeigneten Keller haben. Eines dieser womöglich noch von Heizrohren durchzogenen Luftschutzverliese reicht in aller Regel nicht (auch wenn – noch ein «Andererseits!» – Weine gewöhnlich mehr aushalten, als ihnen zugetraut wird).

Kurz, das Dilemma des Liebhabers gelagerter Weine wäre unlösbar, gäbe es nicht Händler, die ihrer Kundschaft mit reifen Weinen aushelfen und die Lagerung als Teil ihrer Dienstleistung verstehen. Was, versteht sich, seinen Preis hat. Ein in dieser Hinsicht vernünftiges, mit Blick auf die Qualität hinreisendes Beispiel ist der Fronsac, den Gerstl aus dem tollen, aber für resistente Bordeaux bekannten Jahr 2010 anbietet, mit dem zutreffenden Vermerk «zu trinken 2018 bis 2060».

Der Château Moulin Haut-Laroque ist in seiner vollen Statur schon heute zu erahnen, ein Stündchen Dekantieren oder zwei vorausgesetzt. Fronsac, die kleine Bordeaux-Appellation westlich von Libourne am rechten Ufer der Dordogne, ist generell eine Entdeckung wert. Genauer: eine Wiederentdeckung, waren doch die Weine von hier im 19. Jahrhundert einmal berühmter als die Pomerols. Dieser Zehner ist ein tiefes, konzentriertes, noch etwas ungezähmtes, aber doch beschwingtes Kraftpaket, das von seinem Trinker zum jetzigen Zeitpunkt noch etwas Courage und Abstraktionsvermögen verlangt, aber seine künftige Klasse schon unverkennbar ankündigt. Es gibt ja wenige gesicherte Prognosen, was die Welt 2060 Gutes zu erwarten hat. Dass eine andere Generation mit diesem Fronsac darauf wird anstossen können, ist eine davon.

Château Moulin Haut-Laroque Fronsac 2010. 14,5 % Gerstl, Spreitenbach. Fr. 36.–. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)



## Salz & Pfeffer

# Herzhaft währschaft

Von David Schnapp

Wenn Köche ein Restaurant besonders häufig besuchen, kann von einer grundsätzlich sehr ansprechenden Qualität ausgegangen werden. So ein Fall ist das «Dal Mulin» in St. Moritz, das «beste von einem Hotel unabhängige Restaurant

hier», wie es mir ein Koch vor Ort erzählt hat. Danijel Krasnic, der das Lokal zusammen mit seiner Frau führt, ist ein ausgezeichnete Sommelier und war viele Jahre als Weinfachmann bei Roland Jöhri im «Talvo».

Die mehrfach ausgezeichnete Weinkarte ist denn auch ein wichtiger Faktor für die hohe Qualität des «Dal Mulin». Von den lokalen Gantenbein-Weinen bis zu raren (und teuren) Romanée-Conti-Erzeugnissen bietet sie eine recht eindrückliche, gut kuratierte Auswahl. Dazu kommt die gemütliche Atmosphäre und ein hohes Mass an lockerer Gastfreundschaft sowie natürlich eine Auswahl an Speisen, die mit ihrem herzhaften Charakter einen weiteren wichtigen Faktor für die Beliebtheit des Restaurants darstellen.

Zu den Höhepunkten eines an Höhepunkten reichen Abends gehörten ein komplexer Cabernet Sauvignon von Phillip Togni (2003) aus Kalifornien, ein Glas harmonischer 1990er Dom

Pérignon sowie eine klassisch geschmorte Kalbshaxe, die der junge Küchenchef Luca Porro mit der Souveränität eines alten Meisters zubereitet. Dazu gibt es eine seidene Kartoffel-Mousseline, die selbst Joël Robuchon nicht besser hätte zubereiten können.

Davor gab es unter anderem geröstetes Knochenmark mit Petersiliensalat, Schalotten und knusprigem Sauerteigbrot oder eines der bekanntesten Gerichte im «Dal Mulin»: Ravioli mit Kalbshaxenfüllung, leicht mit Parmesan und Butter gratiniert. Diese wohlige Herz-Küche wird abgeschlossen mit Kaiserschmarrn und Vanilleeis. Bis zum Schluss geht es hier darum, den Wohlfühlfaktor hoch zu halten.

Restaurant dal Mulin, Piazza dal Mulin 4, St. Moritz. Tel. +41 81 833 33 66; sonntags und montags geschlossen. 14 Punkte

David Schnapp ist Autor beim Gault & Millau-Channel.





Auto

## Volkswägelchen

Auch den Kleinwagen VW up! gibt es mit dem prestigeträchtigen GTI-Label. Ist er so sportlich, wie versprochen wird? *Von David Schnapp*

Ist ein VW up! mit dem Label «GTI» nur ein kleiner Gernegross, oder kann der «sportlichste up! aller Zeiten» (VW-Eigenlob) halten, was das prestigeträchtige Label «GTI» verspricht? Dies war die entscheidende Frage, die sich mir bei Antritt der ersten Fahrt mit dem flotten Kleinwagen aus Wolfsburg stellte. Der dynamische up! ist eine gute Mischung aus etwas sportlicherer Hardware und Softfaktoren, die den Reiz der Geschwindigkeit eher darstellen als tatsächlich technisch unterstützen.

Auf der Hardware-Seite gibt es ein gestrafftes, 15 Millimeter tiefer gelegtes, ziemlich straffes Fahrwerk, sportliche 17-Zoll-Felgen, einen prominenten Dachspoiler und immerhin 115 PS aus einem 3-Zylinder-Turboaggregat, die auf rund 1100 Kilo Fahrzeuggewicht treffen. Damit schafft es der kleine GTI in 8,8 Sekunden von 0 auf 100 km/h, was sich bei einem kleinen, leichten Auto wie diesem ziemlich flott anfühlt. Trotzdem sind das natürlich keine Werte, mit denen man «die Strasse aufreissen» kann, wie es ein Autofreund aus-

drückt. Das Getriebe wird dabei über eine 6-Gang-Handschaltung bedient, die Kraft kommt über die Vorderräder auf die Strasse.

### Herz und Hirn

Zu den Softfaktoren gehören die Sitze im klassischen GTI-Karomuster, die zwar sportlich aussehen, aber etwas wenig Seitenhalt bieten. Das Lenkrad ist griffig und unten abgeflacht – auch das passt zum sportlichen Auftritt. Dass ein Soundgenerator den Motor im Fahrzeuginnern überraschend voll und breitbrüstig klingen lässt, gehört heute buchstäblich zum guten Ton. Das ist zwar ein technisches Bubentricklein, aber immerhin gut gemacht – und in einer Zeit, wo man seinen Computer mit einem Frauennamen ansprechen kann und Antwort von einer weiblichen Stimme bekommt, sollte man den technischen Fortschritt in der Akustik grundsätzlich begrüssen.

Apropos Fortschritt: Ein fest installiertes Navigationssystem gibt es nicht mehr, stattdessen eine Halterung auf dem Armaturenrä-

ger, in der man sein Smartphone anbringt und via App den richtigen Weg findet oder Informationen zum Fahrzeug abrufen kann.

Wenn ich eine Garage mit, sagen wir, drei bis vier Autos füllen könnte, wäre auf jeden Fall ein Kleinwagen wie dieser dabei. So ein up! hat einen besonderen Charme, dem man sich nur schwer entziehen kann, finde ich. Für den urbanen Alltag, wie er sich mir präsentiert, ist das flotte Volkswägelchen jedenfalls ideal: kleiner Wendekreis, keine Parkplatzprobleme, geringer Verbrauch, und im kleinen Gepäckfach ist immerhin Platz für etwa vier Einkaufstaschen oder zwei Getränkeharassen – je nach Vorliebe. Und sobald man die Stadtgrenze hinter sich gelassen hat, sind mit dem up! höchst vergnügliche Fahrten über Land möglich.

Fazit: Der up! schafft es ziemlich gut, GTI-Gefühle aufkommen zu lassen. Das straffe Fahrwerk, der Motorenklang, die fast schon legendären karierten Sitze – hier wird geschickt an Herz und Hirn des Fahrers gleichermaßen appelliert.

### VW up! GTI

Leistung: 115 PS / 85 kW, Hubraum: 999 ccm; max. Drehmoment: 200 Nm (ab 2000 U/min); Höchstgeschwindigkeit: 196 km/h; Beschleunigung 0–100 km/h: 9,9 sec; Verbrauch (EU-Norm): 4,71/100 km; Preis: Fr. 19 800.–, Testauto: Fr. 21 787.–



Tamaras Welt

## Männlich = schlecht

Wissenschaftler attackieren die traditionelle Männlichkeit. In gewissen Situationen ist sie aber erlaubt. So nach dem Motto: Männlichkeit an- und ausknipsen, je nach Bedarf.

**M**änner haben es nicht leicht dieser Tage. Im postfeministischen Zeitalter werden sie für ziemlich alles Schlechte verantwortlich gemacht. Sie sind schuld an den Harvey Weinsteins dieser Welt, an verpassten Chancen, unbefriedigenden Jobs, unerfüllten Träumen. In den sozialen Medien wurde das Hashtag «Men are trash» (Männer sind Abfall) verbreitet, das ihr verhasstes Dasein zusammenfassen sollte. Die Männlichkeit liegt da wie eine verbeulte Tomate, die in der Küche zu lange keine Verwendung gefunden hat.

Als wäre das alles nicht genug, gibt's jetzt quasi das offizielle «männlich gleich schlecht»-Gütesiegel der Wissenschaft. Die American Psychological Association (APA) liess vergangene Woche verlauten: «Traditionelle Männlichkeit ist psychologisch schädlich.» Zu den traditionell männlichen Eigenschaften zählen laut der APA Stolzismus, Selbstaufopferung und Kompetitivität. Diese würden unter anderem die «psychologische Entwicklung von Männern limitieren» und negatives Verhalten und Gewalt fördern. Die APA hat darum Richtlinien für Psychologen veröffentlicht, die bei der Behandlung männlicher Wesen helfen sollen.

Die Gemüter sind erhitzt. Der kanadische Psychologieprofessor Jordan Peterson schreibt auf Twitter, er sei «entsetzt», dass die APA im Namen der Psychologen spreche. «Es gibt keine Entschuldigung für das, was sie da geschrieben haben.» Die US-amerikanische Philosophin Christina Hoff Sommers kritisiert im Sender Fox: «Es ist eine politisierte Doktrin.» Die APA würde Männlichkeit als Pathologie behandeln, die Heilung benötige. «Das ist so, als müsse der durchschnittliche Mann umstrukturiert oder resozialisiert werden – gemäss den Bedingungen eines Genderstu-

dies-Lehrbuchs aus den Siebzigern.» Es sei gefährlich, wenn Politik so sehr in die Wissenschaft eindringe.

Die Richtlinien lesen sich tatsächlich wie ein Feministen-Manifest. Der Report pflegt einen verschwenderischen Umgang mit Schlagwörtern wie «Privilegien», «dominant», «Unterdrückung» – allein das Wort «Gender» kommt in dem 36-seitigen Dokument 298 Mal vor, «Geschlechterrolle» 63 Mal. In Richtlinie eins wird behauptet, dass Männlichkeit konstruiert sei, «basierend auf sozialen, kulturellen und kontextuellen Normen». Weiter gebe es die binäre Kategorie männlich/weiblich heute nicht mehr, sondern: «Wenn wir die komplexe Rolle von Männlichkeit verstehen wollen [...], ist es entscheidend, anzuerkennen, dass das soziale Geschlecht ein non-binäres Konstrukt ist.» Ryon McDermott, Mitentwickler der APA-Richtlinien, räumt immerhin ein, dass es wichtig sei, «in gewissen Situationen» zu pro-sozialen Aspekten wie Stolzismus und Selbstaufopferung zu ermutigen.

**D**er Bericht legt den Schluss nahe, dass traditionelle Männlichkeit unterdrückt werden sollte – zumindest in Bereichen, wo Tapferkeit, Mut und Konkurrenzfähigkeit nicht gefragt sind. Dort, wo sie nützlich ist, darf sie bleiben. Wie generös. Und wie soll das Eindämmen vonstattengehen? Sollte vielleicht bei Buben, deren angeborene Eigenschaften ausgeprägter sind, Ritalin bereits in den Schoppen gefüllt werden? Man fragt sich, welchen Einflüssen Leute ausgesetzt sind, die sich solche Thesen ausdenken. Wie war ihre Kindheit? Vermutlich zählten die Verfasser früher zu jenen Kids, die im Turnen immer zuletzt ins Team gewählt wurden. Mit «gewissen Situationen» dürften vor allem die ungemütlichen,

riskanten und gesundheitsschädigenden Jobs gemeint sein: Feuerwehr, Abfallentsorgung, Gruben- und Holzarbeit, Kanalreinigung, Kriegseinsätze – alles Bereiche im Übrigen, bei denen die Frauenvertretung überschaubar ist. In Zahlen: In den zwanzig gefährlichsten Jobs in den USA sind bis auf zwei Bereiche Männer mit 85 bis 99,9 Prozent vertreten (Quelle: Statistisches Amt für Arbeit, USA, 2015). Courageige Männer ringen sich bei diesen Arbeiten durch, vielleicht, weil sie als Ernährer gebraucht werden. Vielleicht, weil sie einen Sinn im Leben suchen, als Retter und Beschützer gesehen werden wollen.

**A**usgerechnet «kompetitiv» als psychologisch schädlich anzuführen, ist ziemlich verwegen. In unserer heutigen Wohlstandsgesellschaft werden maskuline Grundeigenschaften gewiss weniger benötigt. Nur ist unser Wohlstand erst entstanden, weil sich unsere Vorfahren mit ebendieser traditionellen Männlichkeit im Konkurrenzkampf durchgesetzt und Wohlstand und «Wohlstandsberufe» wie zum Beispiel jene der Verfasser erkämpft haben. Apropos kämpfen: Ich kenne keine einzige Frau, die sich in einer dunklen Gasse den verständnisvollen, non-binären Stubentiger an ihrer Seite wünscht.

Natürlich ist ein zu hoher Grad an Eigenschaften wie Aggression sozial nicht verträglich – aber jeder Charakterzug, der ins Extreme abdriftet, kann sich negativ auswirken. Das Verhalten einzelner Individuen zu verallgemeinern und alles typisch Männliche pauschal zu stigmatisieren, ist der falsche Ansatz zum Lösen von Gewaltproblemen. Indem sie suggerieren, dass traditionelle Männlichkeit irgendwann zu Gewalt führte, vermengen die Wissenschaftler gelassene Männer mit Drecksäcken, dominante Kerle mit Unterdrückern und kompetitive Typen mit Gewalttätern.

Alles Männliche ersticken zu wollen, ist aber auch vom humoristischen Aspekt her problematisch: Wohin dann mit den ganzen Chuck-Norris-Witzen?

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt in Basel.

1		2		3		4	5		6	7	8		9
						10		11					
12	13		14						15			16	
17						18							
	19												
						20			21	22			
23		24		25				26					
27						28				29	30		
31			32		33			34					
		35				36				37			
38										39			
		40						41					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Was nun?, denkt man sich bei ihr.  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Im Absatz gelegen, die Provinz und deren Hauptstadt. 6 Schweden: zuerst die Kirche, dann der Eisenbahnknotenpunkt. 10 Von wissen keine Spur, eher dann mutmassen, wittern. 12 Sich einigeln, so gesagt. 15 Die Stadt war ein Zentrum des Arabischen Frühlings. 17 Saldo, das sich eigenartig vermehrt hat. 18 Beordern, delegieren oder gar abkommandieren. 19 Wasserbehälter, der auch zu gediegenem Bade einlädt. 20 In Stimmung versetzen, das geht in einem Wort dann so. 23 Die gute Sitte bezieht ihn immer mit ein. 26 Gilt ohne Erfolg schlicht als Niete. 27 Das Meer, hier aus transatlantischer Perspektive gesehen. 28 Weder links noch rechts und doch zu einer Seite neigend. 31 Berücksichtigt durch jene russischen Zwangsarbeiterlager ab 1947. 34 Diagnose: fehlender Muskeltonus. 35 Sicher ist: vor nicht allzu langer Zeit. 37 Sie erzählt uns eine Geschichte, hoffentlich spannend. 38 Macht man manchmal mit Zufahrten oder Fussballspielern. 39 Ein nicht klar bestimmter Artikel, aber wohl eher feminin. 40 Ihre Spitze haben schon einige zu spüren bekommen. 41 Mengentheorie: Objekt aus einer Menge.

**Senkrecht** — 1 Ob Tischler, Bildhauer oder Fleischer, bei vielen gebraucht. 2 Solches Wasser trinkt man gerne, aber immer ohne i. 3 Nachfolger von Bundesrat Flavio Cotti. 4 Ein Ständchen, das sich für den Abend geziemt. 5 Sich um etwas verrechnen, buchstäblich um einen Buchstaben. 6 Anna ist wie es aussieht nach Friesland gezogen. 7 Eine Runde für Wunderbares bis Jenseitiges. 8 War für Nietzsche Schamteil der menschlichen Seele, ziemlich verquer. 9 Mit dem Ende am Anfang ist es ein Verteidigungsbündnis. 11 Bei ihr ist innere Beteiligung ein wichtiger Teil. 13 Ursprüngliche Bewohner eines der sieben Hügel Roms (Quirinal). 14 Einst ein Komponist und genialer ungarischer Pianist (Franz). 16 Was Professoren und Vortragende gerne machen. 21 Bei ihm geht's vom Obst zum Prost. 22 Viertgrösser oberitalienischer See. 23 Die „Wunderfaser“ hat sich als katastrophaler Baustoff herausgestellt. 24 Dort im Simmental kann man gewissermassen absahnen. 25 Geht jeweils in Richtung unvernünftig, hirnerbrannt oder gar schwachsinnig. 29 Sexuell? Ja, kann damit auch gemeint sein. 30 Gemeinde im Trentino: Tione di ... . 32 Das Bestimmungswort für eine Eins mit 12 Nullen. 33 Ein Künstler, den auch Kühe auf ihre Art lieben. 36 Das Inland, hier nur mal kurz besehen.

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 600**

S	M	A	R	A	G	D	E	S	M	A	S	H	
H	C	A	P	L	A	I	R	P	O	R	T		
E	H	R	E	N	M	A	N	N	U	R	E	A	
L	A	I	L	A	E	I	D	E	R	E	N	T	E
I	B	N	G	S	R	I	T	T	I	R			
B	G	E	R	T	R	U	D	T	R	O	G		
G	E	R	A	N	I	E	C	S	I	O	N		
F	S	E	L	S	S	K	A	T	F	A	R		
N	M	A	L	O	J	A	B	A	S	T	E	I	
I	M	I	T	A	T	C	H	A	R	T	E	R	N
E	S	E	T	T	E	R	R	E	A	L	N		
V	E	R	S	O	E	N	T	U	N	Z	E		

**Waagrecht** — 1 SMARAGDE 7 SMASH 11 HCAP (HC Ambri Piotta) 12 AIRPORT 13 EHRENMANN 16 UREA (Harnstoff) 17 LAILA (finn. f. die „Weise“) 18 EIDERENTE 20 IBN (Sohn, Teil v. arab. Personennamen) 21 RITT 22 GERTRUD 24 TROG 26 GERANIE 28 SION 29 ESEL 30 SKAT (entwickelte sich aus dem Kartenspiel Schafkopf) 32 EAR 34 MALOJA 36 BASTEI 38 IMITAT 39 CHARTERN 40 (Gordon) SETTER 41 REAL (-ist) 42 VERSO (Rückseite eines Blattes, recto ist das Gegenteil) 43 ENT 44 UNZE

**Senkrecht** — 1 SCHABBES (auch Sabbat) 2 MARIN 3 APEL (Hans, dt. Verteid.minister 1978-82) 4 ALM 5 DANI (Levy, Filmtitel) 6 EINDRUCK 7 SPURT 8 (Nanni) MORETTI (Filmregisseur) 9 AREN 10 STATIONAER 11 HELI 14 NAGEN 15 AESTE 19 EID 22 GALATER 23 RISOTTO (it. f. kleiner Reis) 25 ROETELN 26 GENIE 27 REMISE 28 STARE 30 SACRE (franz. f. heilig [Gegenstand] und verdammter Mist) 31 ABART 33 RINNE 35 LATS 37 STAU

**Lösungswort** — **GLOBETROTTER**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# Giardina

LEBEN  
IM  
GARTEN

13. – 17. MÄRZ  
MESSE  
ZÜRICH

Europas  
einzigartiges  
Gartenerlebnis

Inspiration pur für Ihre eigene grüne Oase:  
Erleben Sie die neuesten Trends und Produkte  
für Garten, Terrasse und Balkon mit all Ihren  
Sinnen. [giardina.ch/tickets](http://giardina.ch/tickets)

Presenting Partner:



SonntagsZeitung

